

ZS Zürcher Studierendenzeitung

22.09.2017 #4/17



Was 8'500 Menschen gemeinsam haben

Die Uni, unsere Chefin

Optimistisch
Dekan Jonas
und Bologna

Hinderlich
Fächer nicht
kombinierbar

Ausgestellt
Freizeit kommt
ins Museum

Masterstudium Universität Luzern

Attraktive Studiengänge, persönliche Atmosphäre



Informationsabend Montag, 23. Oktober 2017

Kultur- und Sozialwissenschaften,
Rechtswissenschaft, Theologie

Masterwoche Kultur- und Sozialwissenschaften
23. – 27. Oktober 2017



Jetzt anmelden! www.unilu.ch/masterinfo

LANGE ÖFFNUNGSZEITEN

Täglich für Sie da

Hausärzte • Notfälle • Gynäkologie • Dermatologie

offen **365** Tage



arzthaus Zürich Stadelhofen
Goethestrasse 14, 8001 Zürich
Tel. 044 555 70 00



arzthaus Zürich City
Lintheschergasse 3, 8001 Zürich
Tel 044 800 39 00



Leisten Sie sich eine eigene Meinung.



News

4 Der Dekan und die Reform

An der Philosophischen Fakultät soll die Bologna-Reform vorangetrieben werden

5 Kultur für alle

Die KulturLegi hilft Studis beim Sparen

6–7 Hauptsache Nebenfach

Eine Studentin kann nicht die Fächer buchen, die sie studieren möchte

8 Toni und die Studierenden

Die ZHdK kann nicht halten, was ihre Philosophie verspricht

10–11 Doktor durchgefallen

Ist der Einstiegstest zum Medizinstudium der richtige Weg?

Thema

16–18 «Für die Privatdozierenden ist das ein grosser Einschnitt»

Präsidentin der PD-Vereinigung über die neue Uniordnung

19–21 Was den Irchel im Innersten zusammenhält

Ein Mann sorgt dafür, dass es am Irchel kühl bleibt

22–23 Wenig Lohn für viel Arbeit

Studis geben für tiefen Lohn Tutorate

Kultur

25 Goethe für heute und morgen

Ein Plädoyer für die Literaturklassiker

28–29 Alles für den Tanz

Der Weg zur Tanzkarriere ist weit

30 Was Leute treiben

Das Private wird öffentlich, wie eine Ausstellung zeigt.

11 Comic 12 Zeitgeist 12 Impressum

13 Senf der Redaktion 26 Fahr zur Hölle!

26–27 Kulturspalten

Ferien — Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, die vorlesungsfreie Zeit im Sommer «Ferien» zu nennen. Denn auch in den heissen Monaten wird viel gearbeitet. Die vierte ZS dieses Jahres zeigt, dass sich in den letzten Monaten auch an der Uni sehr viel getan hat: Die Philosophische Fakultät hat einen neuen Dekan (S. 4). Ausserdem ist am 1. August die neue Universitätsordnung in Kraft getreten, mit der nicht alle glücklich sind (S. 16). Es werden in Zukunft noch weitere Veränderungen nötig sein.

Die Arbeit geht uns an der Uni also noch lange nicht aus. Herr Walder muss Tag und Nacht erreichbar sein, damit es am Irchel nicht zu heiss wird (S. 19). Tutorinnen und Tutoren sind an allen Instituten und Seminaren darum bemüht, ihre Mitstudierenden weiterzubringen. Sie nehmen einen tiefen Lohn in Kauf, weil sie sich bessere Karrierechancen von ihrem Engagement erhoffen (S. 22).

Auch bei der ZS wurde viel gerackert. Nebst der neuen Zeitung haben auch administrative Aufgaben viel Zeit in Anspruch genommen. Im Gegensatz zu den Tutorinnen und Tutoren verdienen wir aber keinen einzigen Franken. Was wir alle uns allerdings mehr als verdient haben, sind Ferien. Mit Ausschlafen, Strand und allem, was dazugehört.

Für die Redaktion

Reto Heimann und Oliver Camenzind



Der Dekan und die Reform

Die Philosophische Fakultät hat einen neuen Dekan. Klaus Jonas ist motiviert, die Bolognareform weiter voranzutreiben.

Michael Stähli

Seit dem 1. August ist Prof. Dr. Klaus Jonas neuer Dekan der Philosophischen Fakultät. Aus seinem vorherigen Amt als Leiter des Psychologischen Instituts bringt er praktische Erfahrungen mit, die ihm zusammen mit seinem theoretischen Wissen als Professor für Sozial- und Wirtschaftspsychologie zugute kommen. In der Forschung hat er sich unter anderem mit Führung in wissenschaftlichen Teams beschäftigt. Gemäss seinen eigenen Erhebungen bewähren sich vor allem Führungskräfte, die eine Vision haben. Die Vision des neuen Dekans ist, das vielfältige und leistungsfähige Fächerangebot zu pflegen, das die Philosophische Fakultät auszeichnet. Denn diese Fächer haben weiterhin einen hohen Stellenwert: «Wir wahren Kultur, wir interpretieren, wir deuten politische und gesellschaftliche Vorgänge, und das ist, glaube ich, eine einzigartige Leistung, die von anderen Fächern und Fakultäten nicht so geleistet wird.» Die Umsetzung dieser Vision lässt wenig Zeit für Forschung und Lehrveranstaltungen, denen Jonas immer noch nachgehen wird, wenn auch in geringerem Mass, wie er bedauert.

Bologna 2020

Zusammen mit dem Studiendekan, Daniel Müller Nielaba, erklärt Jonas das Vorschreiten der Bologna-Reform an der Philosophischen Fakultät zu seinem Ziel. Momentan befindet sich das Projekt in der Phase der Ausarbeitung und der Verabschiedung der neuen Rahmenverordnung. Gleichzeitig wird an der Entwicklung der Curricula gearbeitet. So sollen in Zukunft vornehmlich Module zu 9 und 6 ECTS angeboten werden. Ausserdem wird es für die Bachelorarbeit 15 ECTS geben, wofür sich der Ständevertreter in einer Arbeitsgruppe eingesetzt hat. Studierende sollen einen hochwertigen Abschluss

auf Bachelorstufe besitzen, der nicht nur als Ticket zum Einstieg in die Berufswelt dient, sondern auch im internationalen Rahmen die Bewerbung für einen Master erleichtern wird.

Auf Masterstufe werden künftig auch 15-ECTS-Module angeboten, die den Studierenden die Möglichkeit geben, sich intensiver mit einem Thema zu beschäftigen. Müller Nielaba ist sich der damit verbundenen Herausforderungen für Studierende durchaus bewusst. Diesen Preis sei man aber für ein hochwertiges Studium zu zahlen bereit. Ziel dieser Massnahmen ist laut Müller Nielaba «ein breiter Bachelor und ein Master mit einer Option auf Spezialisierung, nicht aber mit



Zur Person

Klaus Jonas hat 1987 in Psychologie doktortiert und 1995 habilitiert. Seit 1999 ist er ordentlicher Professor. Von 2008 bis 2012 war er ausserdem Vorsteher des Psychologischen Instituts an der Uni Zürich. Zeitgleich hat Roland Sigel sein Amt als neuer Dekan der MNF angetreten.

Zwang zur Spezialisierung.»

Für Studierende ergäben sich noch weitere Vorteile aus der Bologna-Reform, so Dekan Jonas' Ausführungen. Zum einen soll durch die Anpassung an das Major-/Minor-System die internationale Mobilität einfacher werden. Zum anderen soll der Wechsel zwischen Haupt- und Nebenfach sowie zwischen Bachelor und Master erleichtert werden. Es wird auch neue Masterprogramme geben, wie beispielsweise einen Master in sozialwissenschaftlicher Methodik, einen Master in Bildungspädagogik, einen Minor im Bereich der Wissensvermittlung sowie einen Monomaster in Linguistik. Obwohl es weniger Bachelor-Programme geben wird, bleibt das Gesamtangebot laut Studiendekan Müller Nielaba gleich. Die Studierenden sollen im Master die Möglichkeit haben, sich ihr Studium «tailor-made» zusammenzustellen.

Zukunft der Philosophischen Fakultät

Auf die Frage hin, wie sie die Philosophische Fakultät in zehn Jahren sehen, meint Jonas: «Die Bologna-Reform wird erfolgreich abgeschlossen sein. Es wird viel mehr Zufriedenheit bei den Studierenden geben. Dann werden wir ausserdem noch ein anderes Projekt hinter uns gebracht haben, und zwar die Überarbeitung der Promotionsverordnung. Und es wird eine Graduiertenschule geben, das heisst, es gibt in Zukunft fakultätsübergreifend eine Einheit, die es früher nicht gab, die sich zentral um alle Promotionen kümmert und Support liefert.» Auch Müller Nielaba zeigt sich optimistisch: «Im internationalen Vergleich der Philosophischen Fakultäten werden wir weiterhin mit Abstand eine der forschungstärksten sein. Wir werden aber neu auch diejenige mit dem deutlich besten Studienbetrieb sein.» ◇

Kultur für alle

Mit der KulturLegi profitieren auch Studierende von zahlreichen Rabatten auf Kultur, Bildung und Sport.

Noemi Ehrat

Wer kennt das Problem nicht: Ende Monat reicht es plötzlich weder für das Konzertticket der Lieblingsband noch für den geplanten Wochenendtrip. Was für einige bloss ab und zu eintritt, ist für andere Alltag. Laut Caritas leben 590'000 Menschen in der Schweiz unter der Armutsgrenze, und weitere 400'000 sind armutsgefährdet. Häufig führt die Armut zu einer eingeschränkten Teilnahme am gesellschaftlichen und kulturellen Leben. Mit der KulturLegi will Caritas diesem Problem entgegenwirken. Verschiedenste Angebote wie beispielsweise Zeitschriftenabos oder Konzerteintritte werden durch den Ausweis vergünstigt und somit einem breiteren Publikum zugänglich. Allein im Kanton Zürich gibt es rund 800 Angebote.

KulturLegi für Studierende

Beantragen können die KulturLegi alle, die Unterstützungsleistungen erhalten oder über ein geringes Einkommen verfügen und dies mit einem entsprechenden Dokument nachweisen können. Dazu zählen beispielsweise Stipendien aus öffentlicher Hand oder die letzte Schlussrechnung der Staats- und Gemeindesteuern. Für Einzelpersonen liegt die Obergrenze bei einem Gesamteinkommen von CHF 38'000. Die Beantragung erfolgt online, im KulturLegi-Büro an der Reitergasse oder per Post. Während das erste Jahr kostenlos ist, zahlt man für eine Verlängerung 20 Franken.

Laut Bernhard Ackermann, Marketingverantwortlicher bei Caritas, gibt es keine spezifischen Daten dazu, wieviele Studierende eine KulturLegi besitzen. «Das Bezugskriterium «Stipendium», welches eindeutig auf Studierende schliessen lässt, macht schweizweit weniger als 1% aus.» Es ist aber denkbar, dass Studierende auch aufgrund von Sozial-

leistungen oder einem tiefen Einkommen eine KulturLegi erlangten.

Eine Studentin der Universität Zürich ist sehr zufrieden mit dem Angebot: «Mit der KulturLegi kann man effektiv Geld sparen.» Sie brauche die Karte etwa einmal monatlich, vor allem für Badi- und Kinoeintritte. Ein Vorteil sei, dass die KulturLegi auch da gültig ist, wo es mit der normalen Studierenden-Legi keine Vergünstigung gibt. «Die Beantragung der Legi ist sehr einfach und ich hatte sie innerhalb einer Woche», erzählt die Studentin. Verlängern werde sie die Legi auf jeden Fall. Ihr einziger Kritikpunkt: Trotz erhaltenem Heft mit den Angeboten ist es schwierig herauszufinden, wo die Kulturlegi überall gültig ist. Ackermann erklärt, man arbeite daran, die KulturLegi weiter zu verbessern: «Mit der verabschiedeten Strategie KulturLegi 2020 gibt es ein breites Commitment aller Trägerorganisationen für die nationale Ausdehnung und Entwicklung der KulturLegi.» In diesem Kontext wolle man die KulturLegi einem breiteren Publikum zugänglich machen: «Ein Schritt dazu ist die kürzlich lancierte, viel verständlichere Webseite. Dank diesem Werkzeug können sich Nutzende besser, schneller und vielseitiger über das Angebot informieren.»

Katholisches Hilfswerk

Hinter der KulturLegi steht Caritas Schweiz, eine gemeinnützige Organisation, die sich der Armutsbekämpfung in der Schweiz verschrieben hat. Die KulturLegi ist nur eins von vielen Projekten. Bekannt sind auch die Caritas-Secondhand-Läden, die einen Grossteil der Einnahmen ausmachen. Caritas ist nach wie vor ein katholisches Hilfswerk, hilft aber Armutsbetroffenen unabhängig von deren religiöser und politischer Anschauung sowie ethnischer Zugehörigkeit. ♦



Kondome. Intimpflege. Gleitgele. Massage. Toys
www.ceylor.ch

Liebe leben mit

ceylor



Die «Bologna 2020»-Reform bringt eine Erstsemestrige zum Verzweifeln.

Hauptsache Nebenfach

Eigentlich wurden
die kleinen Neben-
fächer abgeschafft.
Doch die Umstellung
funktioniert nicht
wie gewünscht.

Reto Heimann (Text)

Kevin Solioz (Bild)

Franca Polita* will studieren. Wie Hunderte Gleichaltrige hat sie sich für ein Studium an der Universität Zürich entschieden. Und wie Hunderte Gleichaltrige hat sie sich durchs Vorlesungsverzeichnis gekämpft, Info-Veranstaltungen besucht und sich mit Freunden und Freundinnen ausgetauscht, um herauszufinden, was sie studieren möchte. Schliesslich entschied sich Franca: Französisch im Hauptfach und Politologie im Nebenfach soll es sein. Franca hat einen Plan.

Unmögliche Studienwahl

Der Plan wird aber durchkreuzt. Denn das Studienprogramm «Französische Sprach- und Literaturwissenschaft» existiert nur als kleines Hauptfach. Das ist nicht verständlich, werden doch die kleinen Hauptfächer im Rahmen der Studienreform «Bologna 2020» an der Philosophischen Fakultät schrittweise abgeschafft.

Doch ein grosses Hauptfach Französisch existiert an der Uni Zürich nicht.

Franca ist nun vor eine schwierige Wahl gestellt: Sie kann Französisch im kleinen Hauptfach studieren und es mit einem anderen kleinen Hauptfach kombinieren – doch das würde bedeuten, dass Franca zwei Bachelorarbeiten schreiben muss. Diese Vorstellung behagt ihr nicht. Abgesehen davon läuft die Studienkombination von zwei Hauptfächern (90/90) ebenfalls aus. Es ist daher nicht empfehlenswert, sich für diese Kombination einzuschreiben. Alternativ könnte Franca das Hauptfach Französisch mit einem grossen und einem kleinen Nebenfach kombinieren (90/60/30). Das Problem hierbei: Die kleinen Nebenfächer wurden per Anfang letztes Semester – ebenfalls im Rahmen von Bologna 2020 – abgeschafft. Vier Ausnahmen wurden von der Fakultät bewilligt: Latein, Mittel-

latein, Griechisch und Rätoromanisch.

Franca will nicht stur sein. Sie entscheidet sich, neben Französisch und Politikologie ein kleines Nebenfach dazuzuwählen. Sie wählt ein fakultätsfremdes Nebenfach: Hermeneutik an der Theologischen Fakultät. Das elektronische Buchungssystem schluckt die Anmeldung. Und auch in der offiziellen Immatrikulationsbescheinigung im April 2017 wird ihr die Studienkombination Französisch/Politologie/Hermeneutik bestätigt.

Böse Überraschung

Wenige Wochen später die böse Überraschung: Die Universität teilt Franca in einem ausserordentlichen Schreiben mit, dass die von ihr gewählte Fachkombination nicht zulässig sei. An der Philosophischen Fakultät ist es nicht mehr möglich, kleine Nebenfächer anderer Fakultäten zu studieren. Für Franca bedeutet das: Aus dem kleinen Nebenfach Hermeneutik wird nichts. Stattdessen wird sie gezwungen sein, eines der vier verbleibenden kleinen Nebenfächer an der Philosophischen Fakultät zu studieren.

Franca ist verunsichert: Sie ist neu an der Uni, kennt die Strukturen noch nicht. «Es kann doch nicht sein, dass ich die einzige bin, die solche Mühe mit der Immatrikulation bekundet.» Franca fragt sich, warum sie keine Hilfe von der Universität erhält. Vom Sekretariat wird sie immer wieder getröstet. Schliesslich formuliert sie ein Gesuch, in dem sie die Universität bittet, sie für das kleine Nebenfach Hermeneutik zuzulassen. Doch die Uni bleibt hart und lehnt das Gesuch ab.

In den sauren Apfel gebissen

Was also tun? Franca beisst in den sauren Apfel und meldete sich nebst Französisch im Hauptfach und Politik im grossen Nebenfach zusätzlich für Latein im kleinen Nebenfach an. Das, obwohl sie gar kein grosses Interesse daran hat, Latein zu studieren. «Ich muss für mein Französischstudium sowieso das kleine Latinum nachholen. Da will ich Latein nicht auch noch als Fach studieren.»

Die Frage stellt sich, was im Fall von Franca schiefgelaufen ist. «Bologna 2020» möchte nur noch die Fächerkombination Major/Minor (120/60) zulassen. Wie kann es da sein, dass der Studiengang Franzö-

sisch – immerhin eine Landessprache – nicht mit diesem System kompatibel ist? Wie kann es sein, dass jemand, der Französisch im Hauptfach studieren will, momentan nur aus Möglichkeiten auswählen kann, die innert zwei Jahren auslaufen und ersetzt werden?

Unangenehme Situation

Die Seminarvorsteherin des Romanischen Seminars, Professorin Tatiana Crivelli Speciale, ist sich des Problems bewusst. Sie empfindet die momentane Situation als «sehr unangenehm». Bei der Einführung des Bachelorsystems 2006 sei die gängige Hauptfachgrösse auf 90 ECTS definiert worden. Französisch und auch Spanisch sind zwei von insgesamt

Francas Wunschkombination ist erst ab 2019 buchbar.

elf Bachelor-Hauptfachprogrammen, die noch nicht als grosses Hauptfach studiert werden können. Nun werden die 90er-Hauptfächer mit der neuen Reform hin-fällig. «Als die Abschaffung der kleinen Nebenfächer spruchreif wurde, hat die Institutsversammlung des Romanischen Seminars einen Vorstoss im Fakultätsausschuss der Philosophischen Fakultät beschlossen, um kurzfristig neue Programmformate für 120 ECTS-Punkte im Französischen und Spanischen einzuführen. Das mit dem Ziel, diese Programme weiterhin mit 60er-Nebenfachprogrammen kombinierbar zu erhalten.» Leider sei dieser Vorstoss nicht erfolgreich gewesen. Deshalb besteht am Romanischen Seminar bis Herbstsemester 2019, wenn «Bologna 2020» definitiv umgesetzt sein wird, die unglückliche Situation, dass einige Studienprogramme nicht oder nur teilweise miteinander kombiniert werden können.

Vorderhand bleibt dem Romanischen Seminar nichts anderes übrig, als mit von den Schwierigkeiten betroffenen Studierenden das individuelle Gespräch zu suchen: «Dazu gehört unter anderem, dass neue Fächer und Kombinationen ins Spiel gebracht werden, da die grosse An-

zahl von studierbaren Fächern vielen Studieninteressierten gar nicht bekannt ist.»

«Problemlos studierbar»

«Ein Schnellschuss droht», hat die ZS im vergangenen Jahr getitelt, als «Bologna 2020» publik wurde. Dieser Schnellschuss ist nun eingetreten. Der Studiendekan der Philosophischen Fakultät, Professor Müller Nielaba, relativiert: «Alle Programme des Romanischen Seminars sind absolut problemfrei studierbar», sagt er. Das Problem beim Studienprogramm Französisch sei, dass ein kleines Hauptfach nicht einfach so in ein grosses umgewandelt werden könne. «Das setzt eine Änderung der Studienordnung voraus. Da aber auf das Herbstsemester 2019 ohnehin die neue Rahmenverordnung an der Philosophischen Fakultät in Kraft tritt, wäre eine solche Änderung sinnlos gewesen.» Ausser Verwirrung und einen grösserem administrativen Aufwand hätte ein solches Vorgehen nichts gebracht. Müller Nielaba betont: «Niemand wird im Geringsten gezwungen, eines der letzten vier kleinen Nebenfächer zu studieren.» Er rät Franca stattdessen, sich vorerst für Politikologie im Hauptfach und Französisch im Nebenfach einzuschreiben – also genau die gegenteilige Kombination, die Franca sich eigentlich gewünscht hätte. Ab 2019 könne sie dann problemlos auf ihre Wunschkombination umbuchen.

Lösung nicht in Sicht

Franca hätte sich gewünscht, dass man sie besser über die bestehenden Schwierigkeiten informiert. Nun weiss sie nicht, was sie machen soll. «Hätte ich gewusst, dass Französisch an der Universität Zürich so schwierig zu studieren ist, hätte ich in der Romandie studiert.»

Wahrscheinlich wird sie sich nun an die Studienberatung wenden. Denn immerhin hat die Universität ihr angeboten, sie falls gewünscht kostenlos auf eine andere Kombination umzubuchen. Doch davon kann sich Franca auch nichts kaufen. Denn das würde voraussetzen, dass es eine Lösung gibt, sich in das Studium ihrer Wahl einschreiben einzuschreiben. Diese Lösung ist momentan nicht in Sicht. Franca hatte einen Plan. Er wurde ihr von «Bologna 2020» bis auf Weiteres zunichte gemacht. ♦

*Name von der Redaktion geändert

Toni und die Studierenden

Die Philosophie der ZHdK ist ein Versprechen in alle Richtungen, das die Hochschule leider nicht halten kann. Ein Kommentar.

Janina Balsiger, Fernando Obieta (Text) und Marco Rosasco (Bild)



Das Toni-Areal sieht auch aus wie ein Versprechen.

Die weisse Farbe der Ausstellungspodeste ist noch frisch. Darauf präsentiert sich ein Sammelsurium von Objekten, die über Monate hinweg konzipiert worden waren. Daneben stehen die «Designer von morgen», die auf die wohlige Aufregung eines abgeschlossenen Studiums und der leisen Ahnung von Zukunft ihr viertes Glas Prosecco trinken. Unzählige Schaulustige kommen an diesen Tagen an die Zürcher Hochschule der Künste – ein Sehen und Gesehenwerden an der jährlichen Diplomausstellung.

«Toni-Areal», das klingt wie ein Versprechen von allzeit abrufbarer Kreativität, das die Hochschulleitung an die Stadt Zürich und die Dozierenden an die Studierenden abgeben. Sind die Ausbildungen mit wohlklingenden Namen wie «Interaction Design» oder «Scientific Visualization» erst einmal durchlaufen, warten in der Zukunft grossräumige Ateliers, wo sich Arbeit und Privatleben harmonisch vermischen;

Selbstständigkeit und vielleicht die Erfüllung des Wunsches nach etwas Grösserem. Dass sich das einmal wie Arbeit anfühlen soll, liegt fern.

Keine Romantik

Dennoch – wo zuvor die romantische Idee vom eigenen Start-up war, fokussiert sich der Alltag des Studiums hauptsächlich darauf, die Balance zwischen durchgetaketen Modulen und freier Projektarbeit zu halten. Natürlich sind die angehenden Gestalterinnen und Gestalter jung und dynamisch. Nächtelang im Klassenatelier auf den Bildschirm zu starren, hat jedoch wenig mit Romantik zu tun. Entschliesst man sich, zu später mal den Kopf zu heben, wird der müde Blick hinter einem leuchtenden Apfel erwidert. Alleine ist man selten – die Art der Nutzung des Ateliers gestaltet sich jedoch so divers wie die verschiedenen Persönlichkeiten, die dort Jahr für Jahr ein- und ausgehen.

Man könnte meinen, dass sich in diesem Konstrukt der Nähe das interdisziplinäre Arbeiten wie von selbst ergibt. Das ist die grosse Vision des Toni-Areals: ein einziges Miteinander. In der Realität bleibt das Inseld Denken bestehen und die Fachrichtungen bleiben unter sich. Das Gefüge, das dabei entsteht, erinnert immer wieder an die Verhältnisse einer skurril zusammengewürfelten Familie. Und dass man mit der Verwandtschaft Mühe hat, zu kommunizieren, ist geläufig. Dozierende, Assistierende und Studierende trennt regelmässig nicht mehr als ein Bildschirm, eine Werkbank oder ein Zeichenpult.

Unklare Verhältnisse

Schlussendlich bleiben die Rollen zwischen Lehrenden und Lernenden klar verteilt und die Beschwerden über das System «ZHdK» eine Sache des guten Tons. Ist dies der einzige Weg, innerhalb dieses wuselnden Organismus eine funktionierende Struktur aufrechtzuerhalten? Eine Struktur, die sich auf sämtlichen Ebenen der Hochschule wiederfindet. Eine Struktur, die der Idee des «Miteinander» nicht nachkommt und wegen der sich die Menschen an der ZHdK sich über kurz oder lang in der Rolle des Einzelkämpfers wiederfinden.

Der Umgang mit Freiraum; was relevant ist und welche Entwicklungsrichtungen vorgegeben werden, das sind unsere Differenzen mit dem Curriculum und der Philosophie dieser Hochschule. Alternative haben wir noch keine gefunden. Trotzdem wissen wir, dass wir kommenden Jahr an der Diplomausstellung neben unseren Arbeiten stehen werden. Die Erinnerungen der letzten Monate weichen einer Mischung aus Freude und Überwältigung. Was bleiben wird, ist der Rausch des Alkohols der Diplomvernissage. ◇



Milchprodukte können nicht durch Pflanzendrinks ersetzt werden.

Pflanzendrinks Kein Milchersatz

Pflanzendrinks werden als gesunde und umweltfreundliche Alternativen zur Milch beworben. Jedoch unterscheiden sich Milch und Pflanzendrinks sowohl in ihren Inhaltsstoffen wie auch in der Herstellung deutlich voneinander.

Mandel-, Hafer- oder Reisgetränke sind in Mode. Nichts spricht dagegen, diese Drinks zu probieren und neue Aromen kennenzulernen. Aber aus gesundheitlicher Sicht bieten Pflanzendrinks keinen Ersatz für Milch, denn sie enthalten nur wenige Inhaltsstoffe und viel Wasser.

Nährstoffe unterscheiden sich deutlich

Zwar hat auch Milch einen hohen Wasseranteil, gleichzeitig enthält sie aber ein reichhaltiges Repertoire an Nährstoffen. Davon profitieren Personen jeden Alters, insbesondere aber Kinder. So zeigt die Ernährungswissenschaft immer wieder, dass der Konsum von Milch und Milchprodukten die Knochengesundheit unterstützt und den Muskelaufbau fördert. Durch ihre Nährstoffvielfalt tragen Milchprodukte viel zu einer gesunden Ernährung bei. Pflanzendrinks hingegen sind von Natur aus nährstoffarm. Ihnen sind zwar bestimmte Vitamine und Mineralstoffe zugesetzt, aber die Milch mit ihren vielfältigen Wirkungen können sie nicht nachahmen. Von den Rohstoffen bleibt im Pflanzendrink nur noch ein Bruchteil zurück. Viele Drinks werden gesüsst, gesalzen, enthalten Aromen und Verdickungsmittel.

Natur versus Kunstprodukt

Die Rohstoffe für Pflanzendrinks werden meist auf langen Transportwegen importiert und in aufwendigen Verfahren zu Drinks verwandelt: Es wird gemahlen, eingeweicht, fermentiert, gefiltert, verschiedene Zusatzstoffe werden beigemischt. Milch hingegen ist ein Naturprodukt. Der Rohstoff für Milch ist Gras, das den natürlichen «Verarbeitungsprozess» durch die Kuh zurücklegt. Schweizer Kühe leben auf Familienbetrieben, sie erhalten hauptsächlich hofeigenes Wiesenfutter und können auf die Weide gehen. Milch ist ein natürliches Lebensmittel, ihr Weg vom Gras ins Glas ist in der Schweiz kurz.



Gut beraten

In der Schweizer Lebensmittelpyramide bilden pflanzliche Nahrungsmittel wie Gemüse, Obst, Kartoffeln und Vollkornprodukte die Basis. In Kombination mit Milch und Milchprodukten, Fleisch sowie Eiern wird das Essen ausgewogen und vollwertig. (www.sge-ssn.ch)

Mehr erfahren?

Weitere Informationen zu Pflanzendrinks und einer rein pflanzlichen Ernährung unter www.swissmilk.ch/umwelt1



Milch ist ein Naturprodukt ohne aufwendige Verarbeitung. Sie ist reich an Nährstoffen und frei von Konservierungsmitteln und Zusatzstoffen. Drei Portionen am Tag sind genau richtig.



Im Grasland Schweiz ist die Milchproduktion standortgerecht und nachhaltig. Schweizer Kühe leben auf Familienbetrieben, haben Auslauf ins Freie und fressen hauptsächlich natürliches Futter.



Pflanzendrinks können Abwechslung bieten, die Milch jedoch nicht ersetzen. Sie enthalten zu wenig Energie und Nährstoffe, was vor allem für Kinder gesundheitliche Risiken birgt.



Hohe Qualität in der Medizin – auch ohne Numerus clausus?

Doktor durchgefallen

Viele scheitern am Numerus clausus. Gleichzeitig gibt es in der Medizin zu wenig Fachpersonal. Ist der Eignungstest der richtige Weg?

Jonathan Progin

«Ich war danach total aufgelöst», sagt Lea (21) genervt. Sie stützt ihre Ellbogen auf die Tischkante, sodass Kaffee und Kuchen leicht wackeln. Die junge Frau steht nun vor einer einschneidenden Neuausrichtung: Sie hat den Numerus clausus (NC), den Zulassungstest für das Medizinstudium, zum dritten Mal nicht geschafft.

Der Numerus clausus selektioniert jene, die am besten abgeschnitten haben. 2017 haben sich erstmals über 4'000 Interessierte für den NC angemeldet – das entspricht einer 412-prozentigen Überlastung der schweizweiten Kapazität. Gleichzeitig werden im Gesundheitssystem ausländische Fachkräfte rekrutiert. Schliesslich haben 3'186 den Test im Juli absolviert, wovon sich rund ein Drittel einen der 1'091 angebotenen Studienplätze ergatterte. Eine Erfolgsquote aus der Hölle.

Lea meint dazu: «Der Numerus clausus ist nicht fair. Es kann nicht sein, dass ein Tag über deine Lebenssituation entscheidet. Sogar in den Lehrbüchern steht, dass der Test zumindest zu einem grossen Teil Glückssache ist.» Sie ist jetzt nicht mehr aspirierende Chirurgin, sondern bald angehende Politikwissenschaftlerin.

Räumliches Vorstellungsvermögen

In diesem Jahr kostete der Test 250 Franken. Peter (25), Medizinstudent im Master, weiss: «2012 waren es auch so viel.»

Eine Investition, die sich nur auszahlt, wenn man den Numerus clausus erfolgreich abschliesst.

Der Eignungstest ist nicht unlösbar. Man kann sich auf ihn vorbereiten: «Mit der Anmeldung erhält man ein sogenanntes Testheft, in dem alle zehn Unterkategorien des NC erklärt werden und mit Beispielaufgaben versehen sind», so Peter. Ausserdem bekommt man zwei offizielle Bücher mit Originalversionen des Tests im Handel. Zur weiteren Vorbereitung existieren Übungsprüfungen, die von Kantonsschulen organisiert werden, und etliche kostenpflichtige Aufgabenhefte von privaten Anbietern.

Im Numerus clausus wird viel Konzentration und räumliches Vorstellungsvermögen verlangt: Das Spektrum reicht von Schlauchfiguren, die erkannt werden müssen, über das Merken von Fakten zu Patienten bis hin zu Kopfrechnen und Textverständnis. Dazu betont Lea: «Der Test ist so aufgebaut, dass man ihn nicht fertig machen kann. Die Grundidee ist, dass man sich eigentlich nicht vorbereiten sollte. So steht es zumindest im Lehrbuch. Der Numerus soll ja Fähigkeiten testen, die man nicht antrainieren soll.»

Trotzdem herrscht grosser Druck: Da es zu wenig Ausbildungsplätze gibt, muss selektioniert werden. In Zeiten der gesellschaftlichen Überalterung, des chronischen Ärztemangels und eines fast kollabierenden Gesundheitssystems muss aber die Frage gestellt werden, ob eine Zulassungsbeschränkung wie der Numerus clausus noch sinnvoll ist.

Von weissen Kitteln und Alternativen

Humanmedizin ist zweifelsohne ein wichtiges, aber teures Studium. Die angehenden Ärztinnen und Ärzte besuchen Vorlesungen und Seminare, arbeiten mit weissem Kittel und Mundschutz im Labor und hantieren mit Chemikalien und anderen Substanzen. Klar, dass die schweizerischen Hochschulen nicht einfach so genügend Plätze anbieten können, ohne dass es das ohnehin knappe Budget sprengt.

Aber sind Denkaufgaben und das Merken von Figuren relevant für den beruflichen Alltag im Spital? «Ja», sagt Peter, «der Numerus clausus prüft Skills, die für das Bestehen des Studiums, aber auch für den Beruf auf jeden Fall wichtig sind.» Es gebe aber auch Bestrebungen,

das ganze Verfahren möglicherweise gerechter zu gestalten, meint er weiter. «Mit vorangehenden Einzelgesprächen sowie psychologischen und manuellen Tests würden aber die Kosten steigen und die Objektivität teils verloren gehen», führt Peter aus. Er behauptet aber: «Der Matura-Notenschnitt erweist sich für mich als beste Alternative: Damit haben die Anwärterinnen und Anwärter bereits Lern- und Durchhaltevermögen an den Tag gelegt. Ausserdem ist es objektiv, billig und fair. Hingegen müssten die Maturanden schon mit 16 Jahren anfangen, Zeit für den Medizinerwunsch aufzuwenden.»

Für Lea muss die Extremsituation, in die die Teilnehmenden versetzt werden, auch nicht sein. «Ich hatte dieses Jahr echt das Gefühl, dass ich es schaffen kann», erzählt sie. Tatsächlich gibt es genügend mögliche Alternativen zum Numerus clausus: In Genf, Lausanne und Neuenburg existiert keine Zulassungsbeschränkung. Dafür ist der Konkurrenzdruck umso grösser, denn selektioniert wird mit den Prü-

fungen nach dem ersten Jahr. «Aber auch eine Art Vorkurs mit themenbezogenen Vorlesungen und praktischen Übungen wäre denkbar. So können die Studierenden selber entscheiden, ob Medizin das Richtige für sie ist», meint Lea.

Die Politik ist sich uneins

Dass der Numerus clausus keineswegs unumstritten ist, zeigen Beiträge und laufende Debatten in der Politik und in den Medien. Der FDP-Politiker Ignazio Cassis plädierte 2015 in einem NZZ-Gastkommentar für eine Abschaffung des Eignungstests. Er wiederholte zwar, dass alles «aus bürgerlicher Sicht» gesehen werden müsse und argumentierte mit den «Bedürfnissen des Gesundheitsmarktes», doch sein Ansatz war richtig: Das Testverfahren sei nicht mehr zeitgemäss, weil das Gesundheitssystem reformiert werden müsse. Und es dazu mehr medizinisches Fachpersonal brauche.

Auch im Parlament wird über den Numerus clausus gestritten. Erst im Juni

2017 stimmte der Nationalrat einer Motion von Ruth Humbel (CVP/AG) zu, die vorsieht, den NC durch ein Praktikum zu ersetzen. Wenn der Ständerat auch zustimmt, muss der Bundesrat zusammen mit den Kantonen Alternativen zum Eignungstest fürs Medizinstudium prüfen. Die Schweizerische Hochschulkonferenz gibt sich indessen alles andere als innovationsfreudig. Der Hochschulrat teilte mit, dass «das Selektionsverfahren für das Medizinstudium nach 2019 in seiner heutigen Form weiterzuführen» sei.

Was bleibt, sind enttäuschte Gesichter und ein Mangel an medizinischem Personal, der sich auch in naher Zukunft nicht verringert. Dafür müssen sich auch die nächsten Generationen von potentiellen Chirurginnen und Chirurgen mit dem Eignungstest abfinden, den niemanden zufriedenzustellen scheint. So bestätigt sich Peters Fazit: «Der Numerus clausus ist das schlechteste System mit Ausnahme von allen anderen.» ♦

Eingebildet:



Am Feuerweiher — In meiner Kindheit mussten meine Geschwister und ich im Sommer oft von Hand mit der Sense heuen. Wir machten das morgens um vier Uhr, da es dann am besten ‹haute›, weil die Wiese noch feucht war vom Tau. Doch wir durften uns auch vergnügen.

Im Sommer gingen wir oft in den Feuerweiher baden. Er lag in den Wiesen etwas ausserhalb von unserem Nachbardorf Gündlikon. Er war eingezäunt, aber man musste keinen Eintritt bezahlen. An heissen Sommertagen kamen Leute aus allen Dörfern im Umkreis. Die meisten Familien hatten fünf Kinder, eine Frau hatte sogar zwölf Stück. Dann war der Feuerweiher wirklich voll. Manchmal war mehr Fleisch als Wasser zu sehen.

Abends gab es niemanden mehr beim Feuerweiher. In der Nacht gingen wir zum Tanz. Wir mussten eine Stunde laufen. Wenn wir bis am Morgen um vier Uhr noch nicht zurückgekehrt waren, kam uns unser Vater holen. Er nahm jeweils gleich die ganze Bande mit nach Hause. Er kochte uns etwas, zum Beispiel Côtelettes, und schickte die anderen erst nach dem Essen nach Hause.

Der Weiher war für alles da: fürs Löschwasser der Feuerwehr, für den Schwimmunterricht der einheimischen Kinder und für die Abkühlung bei schweisstreibender Hitze. Heute gehe ich bei Hitze einfach in den Schatten. Gerne sitze ich unter meinem Sonnenschirm am Rollator.

Erika Vancouver, 93

Zeitgeist

Zeitschrift für Storytelling
und altersgerechte Gestaltung

Hier erzählen Bewohnende des Alterszentrums Laubegg ihre Geschichte. Eine Zusammenarbeit mit «Zeitgeist». Text aufgezeichnet von Martina Regli.

Zürcher Studierendenzzeitung

95. Jahrgang
Ausgabe # 4/17
www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung

Melanie Oros
geschaeftsleitung@medienverein.ch

Inserate

Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campusbüro, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campusbuero.ch

Inserateschluss # 5/17: 13.10.2017

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

32'814 (WEMF 2017), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 5/17: 13.10.2017

Redaktion

Oliver Camenzind, Karina Gander (Bildredaktion), Adelina Gashi, Reto Heimann, Juliana Maric, Stephanie Meier, Basil Noser [ban], Kevin Solioz, Dominique Zeier

Mitarbeit

Janina Balsiger, Jana Bersorger, Noemi Ehrat, Fernando Obieta, Jonathan Progin [pro], Jeannie Schneider [jea], Michael Stähli, Katharina Werner

Bilder und Illustrationen

Alice Britschgi, Marco Rosasco, Kevin Solioz

Aufschlagseite: Kevin Solioz

Lektorat

Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 4/17

Wanda – Bleib wo du warst





Camenzind

Gratis Hypnose

Tiefenentspannt — Ich stopfe meine Wäsche in die Maschine und lege den Schalter um. Langsam beginnt die Trommel zu rotieren und Schmatzgeräusche von sich zu geben. Meine Leibchen, Socken und Hemden werden nass und schwer. Waschmittel wird beigegeben, ein wunderbares Schaumbad im Kleinforma- braut sich zusammen. Aber dann geht's erst richtig los: Die Maschine beschleunigt auf 1'200 Umdrehungen pro Minute. Und ich werde entspannter und entspannter. Bis die Welt wieder in Ordnung und die Wäsche sauber ist.



Gander

Alkohoool

Cheers — Bei keiner Party darf der Alkohol fehlen. Er wirkt enthemmend und lässt uns im Glauben, alles sei möglich. Berauscht von diesem wohligen Gefühl leben wir die Illusion. Eine Insta-Seite widmet sich den Helden der Nacht und porträtiert sie in aller Würde (oder besser gesagt Peinlichkeit). Eine manchmal schockierende, aber vorwiegend lustige Video- sammlung!

Instagram: @drunkpeopledoingthings



Heimann

Solikarte

Hänzikumulus — Es ist immer dasselbe: Sich vor der Migros-Kasse ärgern, bevor man überhaupt dran ist. Sich ärgern, wenn man den viel zu hohen Betrag zahlen muss. Sich tödlich ärgern, wenn die Verkaufsperson einen dann noch mit einem schludrigen «Hänzikumulus» abspeist. Dank der Solikarte ändert sich das: Damit werden die Cumulus-Punkte auf einem Konto gesammelt und die Gutscheine schweizweit an Geflüchtete verteilt. Jetzt beantragen und sich beim nächsten «Hänzikumulus» nicht mehr ärgern. Sondern Menschen in Not helfen.

www.solikarte.ch



Zeier

Protest

Freiheit — Immer am 11. September sind die Ramblas, die bekannteste Flaniermeile Barcelonas, in Rot und Gelb getaucht. Die offizielle Zahl der Demonstrierenden variierte dieses Jahr je nach Quelle zwischen 350'000 und einer Million. Sie alle demonstrierten für «Independència» — Unabhängigkeit für Katalonien. Unabhängigkeit von einem Staat, der ein Volksreferendum für illegal erklären will. Dennoch wollen die Katalanen am 1. Oktober ihr Referendum durchführen und zur Urne gehen. Zumindest an diesem Tag sollte Europa seinen Blick auf die Region richten, die ansonsten zu leicht vergessen geht, und sicherstellen, dass die Demokratie triumphiert.



Gashi

Röbro

Selbstgemacht — Carpe diem! Oder vielmehr: Nutze die Semesterferien! Genau das haben zwei Kommilitoninnen diesen Sommer getan: Statt nur auf der faulen Haut zu liegen und sich die Sonne auf den Bauch scheinen zu lassen, haben sie ihre Köpfe zusammengesteckt und kurzerhand einen Online-Shop eröffnet. Wer sich seine pastellfarbenen Träume erfüllen will, wird auf «röbro» fündig werden. Rosa- weiss karierte Blusen, Laptophüllen in Baby- blau und vieles mehr. Und das alles in liebevoller Handarbeit.

www.etsy.com/shop/roebro



Noser

Krümekacker

Yolodays — Machen kann man vieles. Ein Land kann man nicht machen. Trotzdem meint Claudia, sie habe in diesen Sommerferien Vietnam gemacht, und Beat möchte im Winter unbedingt Namibia machen. Klar, jeder kann machen, was er will, weil jeder steht auf Osman. Das eine oder andere passende Verb würde mich aber dennoch schampar erfrischen. Immer wieder. 'ssi boccu!



Solioz

Auf hoher See

Segeln — Angeblich gehen nur ETH- und Jus- Studis mit der Yacht des ASVZ segeln (also diejenigen, die sich später selber eine leisten können). Doch der einwöchige Einsteigerkurs lohnt sich für alle! Wenn etwas mehr Wind aufkommt, merkt man schnell, wie sportlich und anspruchsvoll das Segeln sein kann. Dann blickst du hinaus über das Ufer der Goldküste und fühlst dich wie auf hoher See. Du schmeckst schon fast das Salz auf der Zunge. Aber leider merkst du, es ist nur dein Oberlippenschweiss. Trotzdem, die Sehnsüchte sind geweckt.

www.asvz.ch/segeln



Meier

Ferienmodus

Uninspiriert — Trotz langen, erholsamen Semesterferien, oder gerade deshalb, beschränkt sich die Tätigkeit meiner Hirnwindungen momentan aufs Minimum. Anders gesagt fehlt mir gerade jegliche Inspiration, geschweige denn ein Mitteilungsbedürfnis. Manchmal hat man der Welt einfach nichts zu sagen. Man muss ja auch nicht überall seinen Senf dazugeben. Oder wie meine Mitbewohnerin so schön sagt: «Manchmal muss man einfach die Klappe halten können.»



A man in a black uniform is standing on a metal grating floor, working on a large orange electrical cabinet. The cabinet has several control panels with buttons and switches. The background shows a control room with various pipes and equipment. The text "Die Uni, unsere Chefin" is overlaid on the image.

Die Uni, unsere Chefin

An der Uni arbeiten über 8'500 Menschen. Manche von ihnen bekommen wir gar nie zu Gesicht. Viele müssen um ihre Position und ihre Rechte kämpfen.



Caroline Maake, Präsidentin der PD-Vereinigung.

«Für die Privatdozierenden ist das ein grosser Einschnitt»

Caroline Maake über versteckte Sparmassnahmen und andere Konsequenzen der neuen Universitätsordnung.

Oliver Camenzind (Interview)

Marco Rosasco (Bilder)

Am 1. August ist die neue Universitätsordnung in Kraft getreten. Diese bringt eine Reihe von Neuerungen mit sich, unter anderem eine Änderung des Lehrauftragswesens und der Habilitation. Ausserdem soll mit einer geplanten Revision des Universitätsgesetzes die Ständeordnung überarbeitet werden. Statt der angestammten drei gibt es künftig vier neu zusammengesetzte Stände, die Einsitz in verschiedenen universitären Gremien und Kommissionen haben: die Studierenden, der wissenschaftliche Nachwuchs, die Fortgeschrittenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und das administrative und technische Personal.

Zwei Jahre wurde um die Reform der Ständeordnung gefeilscht. Wie beurteilen Sie die Ergebnisse der Verhandlungen?

Die Neuordnung der Stände war überfällig. Dass das administrative und technische Personal einen eigenen Stand bekommt, ist sehr sinnvoll. Bei der zukünftigen Zusammensetzung der Stände sieht es aber schon anders aus. Man wird zum Beispiel die Angestellten der Uni nach Anstellungsverhältnis zuzuordnen, was ich nicht immer für sinnvoll halte. Ausserdem wurden verschiedene Anliegen noch nicht behandelt, obwohl sie allseits als Probleme erkannt werden.

Ein konkreter Gewinn bleibt also aus?

Der Gewinn für das administrative und technische Personal ist evident. Für Doktorierende ist es schwer abzuschätzen, ob sie im neu geschaffenen Stand der Nachwuchswissenschaftler besser aufgehoben sein werden als bei den Studierenden, wie das zuvor der Fall war. Ich persönlich sehe Schwierigkeiten – und deshalb haben wir uns ursprünglich auch dagegen gestellt –, weil teilweise beim sogenannten Nachwuchs auch die Betreuungspersonen der Doktorierenden vertreten sein werden. Das ist natürlich ungeschickt. Die Leute sollen ja offen diskutieren können. Wie gut das geht, wenn hierarchische Abhängigkeiten bestehen, ist fraglich und tendenziell zu Ungunsten derer, die in der Abhängigkeit sind.

Das war bis anhin besser geregelt?

Ich meine schon. Was die Habilitierten – also Privatdozierende und Titularprofessorinnen und Titularprofessoren – betrifft, ist die Änderung ein grosser Einschnitt, weil es unseren bisherigen Stand der «Privatdozierenden» in Zukunft nicht mehr geben wird. Der neue Stand der «Fortgeschrittenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler» kann aber auch eine Chance sein, weil jetzt zu den Habilitierten auch Personen dazukommen, die vorher im Mittelbau organisiert waren, aber de facto fortgeschrittene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oder erfahrene Lehrende sind. Da sind auch ähnliche Themen oder Bedürfnisse zu erwarten wie bei den Habilitierten.

Ihr Stand wird in Zukunft also durchmischter sein?
Genau. Ich sehe das aber als Öffnung. Der Stand wird neu auch für wissenschaftlich hochqualifizierte Personen ohne Habilitation geöffnet. Vielleicht kann man dann standespolitisch sogar mehr erreichen, weil man einfach mehr Leute vertritt. In dieser Konstellation müssen wir natürlich trotzdem schauen, dass nach wie vor existierende habilitationsspezifische Themen nicht unter den Tisch fallen.

Wenn die Habilitation aber nicht mehr zwingendes Kriterium für akademische Titel und Ämter ist, wozu ist sie dann noch gut?

Natürlich fragt man sich intuitiv, wozu eine Habilitation gut sein soll, wenn es inzwischen andere, vielleicht attraktivere Wege zu einer Professur gibt. In vielen Ländern ist die Habilitation auch völlig unbekannt. Dennoch ist die Popularität der Habilitation bei uns zurzeit ungebrochen. Es gibt viele Leute, die sie nach wie vor als hochwertige Qualifikation ansehen und diesen langwierigen und unsicheren Weg auf sich nehmen.

Aber die Habilitation wird stärker konkurrenziert?

Ja, aber damit muss man sich auseinandersetzen. Was ich für problematisch halte, ist die Zweispurigkeit in der Nachwuchsförderung, die die Universität gegenwärtig fährt. Wertschätzungen der Universität und Möglichkeiten für zum Beispiel Assistenz- oder Förderprofessuren sind völlig anders als für Habilitierte. Das führt oft zu tiefen Frustrationen bei den Habilitierten – was nicht gut ist für wichtige Leistungsträger der Universität – und zu ungleichen Bedingungen bei Bewerbungen auf höhere Stellen. Meines Erachtens müsste man entweder die Habilitation jetzt stärken mit mehr Rechten und Unterstützungen, damit die Personen bei späteren Bewerbungen eine reelle Chance gegenüber zum Beispiel Assistenz- und Förderprofessuren haben. Oder man schafft die Habilitation ab. Im Moment machen sich viele Nachwuchsleute falsche Hoffnungen und man lässt sie nicht selten im Unklaren. Das ist ein Problem.

Das heisst, Sie wären für eine Modernisierung und Stärkung der Habilitation?

Ja. Oder man sagt adieu. Ursprünglich wollte man mit der Habilitation ja erreichen, dass sich Leute qualifizieren und Erfahrungen sammeln, um sich dann auf eine Professur zu bewerben. Vom Ehrgeiz, den man bei der Habilitation aufbringen muss, profitiert dann auch die Uni. Sie hat aber kaum Verpflichtungen, und eine Garantie auf eine Professoren-Stelle gibt es natürlich nicht. Heute hat die Uni international noch mehr Möglichkeiten, an hochqualifiziertes Personal zu kommen.

Man holt qualifiziertes Personal von extern, während viele schon hier sind, die weiterkom-

men möchten. Widerspricht sich das nicht?

Wenn eine Institution versucht, sich nur aus sich selbst heraus zu generieren, besteht die Gefahr, dass irgendwo eine Verknöcherung stattfindet. Frisches Blut von aussen ist notwendig, um das zu verhindern. Auf der anderen Seite halte ich aber auch die vielen befristeten wissenschaftlichen Stellen an der Uni nicht immer für klug. Der Brain Drain und Verlust von Spezialwissen ist leider dadurch immer wieder sehr hoch – übrigens nicht nur auf der Stufe der Habilitation. Das ist doch ein Verlustgeschäft für die Uni! Da brauchen wir einen klugen Mittelweg.

Wie sehen Sie das in Ihrem bisherigen Alltag als Medizinerin – decken diese Neuregelungen reale Bedürfnisse?

Der Bedarf an Dozierenden ist in der Medizin, wo wir zum Beispiel viel Kleingruppenunterricht haben, sehr hoch. Es wurde einigen vielleicht erst jetzt mit der Umstellung des Lehrauftragswesens klar, welches grosse Lehrpensum dabei durch Personen unterhalb der Professur abgedeckt wird. Aus verschiedenen Gründen leisten nämlich bei weitem nicht alle der ordentlichen Professoren die in der Regel vorgesehenen 6–10 Semesterwochenstunden Lehre. Irgendwer muss das also kompensieren. Die vielen Habilitierten kamen da sehr gelegen, da sie verpflichtet waren, ihre Lehrtätigkeit kontinuierlich vorzuweisen und teilweise kostenlos anzubieten.

Das fällt jetzt aber weg.

Ja. Das heisst, die Privatdozentur wird zum Titel wie der Doktor, den man einmal macht und danach nicht mehr zu rechtfertigen braucht. Au-

sserdem ist die Chance, dass Lehre generell auch vergütet wird, grösser. Möglicherweise werden jetzt einige Habilitierte aber nicht mehr lehren, wenn die Verpflichtung aufgehoben wird. Das bezieht sich vor allen Dingen auf Personen, die finanziell nicht darauf angewiesen sind oder beruflich eh schon stark belastet sind, wie z.B. in der Medizin. Auch wenn diese Leute teilweise gerne gelehrt haben, werden verständlicherweise einige diese Verpflichtung abgeben und ihren Titel trotzdem behalten.

Die Neuerungen kommen also eher der Forschung als der Lehre zugute?

Ganz klar.

Es wäre ja auch im Interesse aller Beteiligten, wenn die Kriterien für das Recht auf Lehre nicht übermässig hoch wären.

«Da brauchen wir einen klugen Mittelweg.»

Natürlich. Darum verstehe ich den Wegfall des Lehrnachweises auch nicht als Abwertung der Habilitation, sondern eher als Angleichung an die Gepflogenheiten bei den Ordinarien. Aber ich weiss, dass es diese Meinung gibt, und respektiere das.

Spielt es für Studierende eine Rolle, ob die Lehre von Ordinarien, Titularprofessorinnen oder Privatdozenten gehalten wird?

Nein, ich denke nicht. Für Sie kommt es darauf an, ob die Lehre gut ist oder schlecht. Dabei muss gesagt werden, dass man nicht als Lehrer geboren wird. Auch das muss man lernen. Die Uni verlangt zwar von Habilitationskandidaten den Nachweis von Didaktikkursen, aber diese Kurse finden erst ganz am Schluss des Prozederes statt. Und solche Kurse werden zum Beispiel von jungen Assistenz- oder Förderprofessoren gar nicht verlangt. Manche haben habilitiert vor der Berufung, aber es kann gut sein, dass Sie Professoren vorgesetzt bekommen mit geringer Lehrerfahrung.

Aus Sicht der Studierenden ist das nicht optimal. Die Universität Zürich hat nach wie vor exzellente Dozierende. Ich sehe das Problem aber prinzipiell auch so. In vielen Fächern spielt bei Berufungen die Lehrerfahrung oft eine eher untergeordnete Rolle. Dazu kommt ein Trend in manchen Fächern, dass jetzt verstärkt Leute auf Mittelbau-Stufe in die Lehre einbezogen werden, die vorher durch erfahrene Ha-

bilitierte abgedeckt wurde. Das frühere Lehrauftragssystem ist jetzt aufgehoben und durch Anstellungen ersetzt worden.

Weshalb?

Da steckten juristische Gründe dahinter. Die Lehre erfolgt neu praktisch nur noch im Rahmen von Anstellungen an der Uni, die auch bezahlt werden müssen. Die Umstellung des Lehrauftragswesens verläuft im Grossen und Ganzen gut. In unseren finanziell etwas knapperen Zeiten wird diese Umstellungsphase aber auch gerne einmal dazu genutzt, dass man Lehre nicht mehr an Privatdozierende oder Titularprofessorinnen und Titularprofessoren vergibt wie zuvor, weil das zu teuer würde. Die Lehrprozentage werden jetzt teilweise Assistierenden übergeben, die ohnehin angestellt sind und bei denen nur eine geringere Lohnerhöhung fällig wird.

Also haben wir es hier mit einer versteckten Sparmassnahme zu tun?

Ursprünglich war das sicher nicht das Ziel. Die Möglichkeit wird nun aber ganz klar dazu genutzt. Das Ganze kann man ausserdem als Nachwuchsförderung deklarieren – was positiv klingt und es sicherlich auch irgendwo sein kann. Zweifellos ist es sinnvoll, wenn Nachwuchsleute früher eigenverantwortlich in die Lehre miteinbezogen werden. Dann aber bitte nicht aus Spargründen, sondern um gute zukünftige Dozierende auszubilden.

Man sagt, man mache die Uni für Externe attraktiver, und lässt gleichzeitig aus Spargründen Assistierende in die Lehre einspringen, die ohnehin da sind. Das Potenzial wird in diesem Punkt also nicht genutzt.

Das stimmt. Aber es wurden in der Tat auch neue Stellen geschaffen für externe Spezialisten, die vorher nur Lehraufträge innehatten.

Für Assistierende kann es ein Gewinn sein, früh Lehrerfahrung zu sammeln. Andererseits bedeutet das einen Mehraufwand für jene, die eigentlich ihre eigene Forschung vorantreiben möchten.

Korrekt. Gute Lehre benötigt sehr viel Zeit, und die Gefahr besteht, dass diesen Leuten später der Forschungoutput fehlt. Das muss auf jeden Fall vermieden werden, weil Forschung für eine akademische Karriere oft von grösster Bedeutung ist. ◇



Zur Person

Caroline Maake hat 2004 in Zürich habilitiert und ist seither Titularprofessorin für Anatomie an der Medizinischen Fakultät. Der Fachverein Medizin hat sie 2009 und 2012 zur besten Dozentin gewählt. Seit drei Jahren ist sie ausserdem Präsidentin der PD-Vereinigung.



Braucht einen kühlen Kopf: André Walder bei der Arbeit.

Was den Irchel im Innersten zusammenhält

Der gesamte Campus Irchel liegt lahm. Die Studierenden strömen zu Tausenden aus den Hörsälen. Ein Rundgang mit dem Mann, der das verhindert.

Kevin Solioz (Text und Bilder)

Als Erstes meldet sich das Tierspital: Die Operationsäle werden zu warm! Dann die Informatik, sie warnt, dass die Server zu heiss werden. Aus der Mensa kommt die Nachricht, das Essen taue langsam auf. Gemüse, Fleisch, Gebäck, alles droht ungeniessbar zu werden.

So ungefähr würde es sich abspielen, wenn alle neun Maschinen, die hier auf dem Irchel hinter der riesigen Glasfassade brummen, ausfielen. Wir befinden uns in der Tiefgarage, dicke silberne Rohre ziehen sich kreuz und quer durch den Raum hinter der Glaswand. Den Durchblick über diese auf den ersten Blick unüberschaubare Installation hat André Walder. Der gelernte Kältemonteur arbeitet seit 18 Jahren hier und ist für die Überwachung und Kontrolle der Kühlung und Lüftung auf dem Campus zuständig. Er ist einer von vielen, welche die Studierenden nur selten antreffen. Und doch hängt ihr geregelter Alltag von ihm ab. Er wird mich herumführen und mir zeigen, was den Irchel im Innersten zusammenhält.

«Drinne wird es etwas laut», sagt er, und wir betreten den Raum. Insgesamt neun grosse Kühlmachines stehen hier. Sie sind gewissermassen das Herz des Irchels. Ihre Aufgabe ist es, ständig 8 Grad kaltes Wasser zu produzieren, welches nachher in den Gebäuden zirkuliert. Im Winter laufen nur zwei davon, während im Sommer sechs nötig sind, um die

Gebäude kühl halten zu können. Im Innern der Maschinen befindet sich Ammoniak. Das giftige, stark riechende Gas kann gefährlich sein. Messpunkte an jeder Maschine kontrollieren den Ammoniakgehalt im Wasser und in der Luft. Eine rote Leuchtanzeige ausserhalb des Raumes gibt den Wert an, im Moment steht da «0». Gäbe es ein Leck, wüsste man so, wie lange man sich in dem Raum aufhalten dürfte, bevor Erstickungsgefahr droht. «Bei einem extrem hohen Wert dürfte ich selbst mit einer Schutzmaske nur einige Minuten im Raum bleiben», erklärt Walder. Kein Wunder also, muss er rund um die Uhr

Das giftige, stark riechende Gas kann sehr gefährlich sein.

erreichbar sein. Auch von Zuhause aus kann Walder per VPN die Werte der Kühlmaschinen kontrollieren. Wir folgen den silbernen Rohren,

die von den Kühlmaschinen wegführen, in den anliegenden Gang. Hier verzweigen sich die Röhren und biegen links und rechts in den langen Korridor ab. «Es gibt zwei Kreisläufe. Das Wasser wird durch die Gebäude geführt und gelangt schliesslich aufgewärmt wieder zurück zur Wärmerückgewinnung», erklärt Walder. Ein bisschen wie bei einem Herzen.

Arktische Kälte

Durch den langen, fensterlosen Gang biegen wir zweimal ab, und schon bin ich völlig orientierungslos. Wir gelangen in die Lagerräume der Mensa. Auf grossen Tablettis liegen Backwaren bereit für den Ofen. Durch eine dick isolierte Tür betreten wir den ersten Kühlraum, es herrschen +3 Grad. Eine zweite Tür gegenüber öffnet sich, und ein Mann in einer dicken Winterjacke tritt heraus. Wir treten ein in den «Minus-Zwanziger». Es wird schnell unbehaglich, als der Mann mit der Winterjacke die Tür hinter uns verschliesst. Der Atem steht uns vor dem Gesicht, alle Kisten und Regale sind von Frost überzogen. «Kürzlich stieg die Temperatur hier an. Eine Fehlermeldung gab an, dass etwas mit dem Kühlaggregat nicht stimmt», berichtet Walder. Draussen steht vor besagtem Kühlaggregat ein Techniker und repariert es gerade. Der Fehler sei bereits gefunden. Diese Kühlaggregate werden mit 8 Grad kaltem Wasser, welches durch die Rohre dorthin gelangt, gekühlt. Die Maschinen, die kein Ammoniak enthalten, sondern herkömmliches Kühlmittel, sind zuständig für die Kühlräume mit +3 und die Tiefkühlräume mit -20 Grad.

Kühlschrank gefällig?

Über eine Treppe gelangen wir wieder in die unterirdischen Stollen. Hier steht ein Arsenal von verschiedenen Kühlschränken bereit. Solche werden auf dem Campus Irchel vor allem in der Forschung

verwendet. Chemikalien und Zellkulturen müssen für Experimente konstant und zuverlässig abgekühlt werden. Wenn irgendwo ein Kühlschrank ausfällt, bringt man von hier einen Ersatz. Die Ersatzschränke sind bereits abgekühlt, denn einen der grossen «Minus-Achtziger» abzukühlen, dauert zwölf Stunden. «In der Uni gibt es rund 180 Minus-Achtziger und dazu eine unzählbare Menge gewöhnlicher Kühlschränke», so Walder. Umso beeindruckender, wenn man bedenkt, dass ein einziger dieser Minus-Achtziger 20'000 Franken kostet.

Nebst den Ersatzkühlschränken gibt es in dem Raum auch unzählige Ersatzteile und nicht gebrauchte oder defekte Apparate. Diese werden in der Werkstatt einige Türen weiter von André Walder wieder auf Vordermann gebracht. Hier gibt es zur Abwechslung wieder etwas Tageslicht.

Gleich gegenüber liegt ein fensterloser Hörsaal. Die Luft ist trotzdem frisch, denn sie strömt aus den Gittern vorne an den Pulten. Über die Schlitze an der Decke wird sie wieder abgesaugt und durch Rohre oben aus dem Gebäude geblasen. Wir laufen zu einem der Lüftungsräume unterhalb der Hörsäle. Hier wird die frische Luft, welche draussen angesaugt wird, mit Hilfe des 8-grädigen Wassers abgekühlt und in alle Zimmer, Gänge und Säle des Gebäudes geblasen. An einer Reihe von orangen Schränken sind die Namen der Hörsäle angegeben. Würde man den darunterliegenden Schalter umlegen, würde die Luft oben im Hörsaal schnell dick.

Das Internet der Uni

Einer dieser Lüftungsräume ist besonders wichtig. Er sorgt im Serverraum der Informatik für die richtige Betriebstemperatur und Feuchtigkeit. Diesen sollen wir nun betreten. Hier ist höchste Sicherheit gefragt. Die sogenannte «Vereinzelung» besteht aus zwei Türen und stellt sicher, dass nicht zwei Leute gleichzeitig mit nur einer Schlüsselkarte herein gelangen. Man öffnet die erste Tür und betritt den kleinen Zwischenraum. Ist die Tür hinter einem geschlossen, heisst es Bauch einziehen und stramm stehen, denn erst wenn überprüft wurde, dass man alleine im Zwischenraum steht, öffnet sich die zweite Tür. Ein Informatiker läuft uns entgegen und ist sichtlich erfreut über den Besuch. Ein Dutzend Reihen Schränke, überzogen von bunten Kabelsträngen und blinkenden Lichtlein, steht hier. Trotzdem wirkt der grosse Raum relativ leer. Der Informatiker öffnet eine Bodenplatte. Unter dem Boden liegt im Abstand von einem Meter ein zweiter Boden. Durch den Hohlraum bläst uns kühle Luft entgegen. Sie ist unabdingbar, um die Server auf Betriebstemperatur zu halten. In den Platten vor den Serverschränken befinden sich überall kleine

Hier ist höchste Sicherheit gefragt.

Löcher, durch die sie austreten kann. Letzte Woche habe man ein «Sauna-Szenario» gehabt, meint der Informatiker scherzhaft. Die Temperatur stieg plötzlich, weil die Lüftung ausgefallen war. Wenn das passiert, würde es ungefähr 20 Minuten dauern, bis der Raum überhitzt, dann würden die Server und das Internet ausfallen und die Uni wäre quasi blind. Er zeigt auf einen der vielen Schränke in der Grösse eines Kleiderschranks. Aus diesem wachsen viele dünne gelbe Kabel, werden zu Bündeln zusammengefasst und verschwinden andernorts wieder. «Das ist das Internet des Irchels» sagt er schmunzelnd. Ich hatte es mir irgendwie grösser vorgestellt. Durch die Vereinzelnung gelangen wir wieder nach draussen.

Der heisse Stuhl

Der Erste, der so einen Fehler bemerkt, ist derjenige im Servicecenter. Dieser Bürostuhl wird nie kalt. Im Schichtdienst sitzt hier zu jeder Uhrzeit eine Person, die wachsam die zahlreichen Bildschirme beobachtet, die sie umgeben. Hier laufen sozusagen alle Kabel zusammen. Fast im Sekundentakt kommen

Fehlermeldungen herein. Im ganzen Campus gibt es an die 80'000 Datenpunkte, die ständig alle Werte kontrollieren und Alarm schlagen, sollte etwas nicht stimmen. Oft ist es nichts Gravierendes, manchmal nur ein Fehlsignal. Doch im Ernstfall muss sofort gehandelt werden. Es gilt also, die wichtigen von den weniger wichtigen Meldungen zu unterscheiden und dann die entsprechenden Aufträge an Elektriker, Lüftungstechniker, Sanitär und Kältetechniker wie André Walder weiterzuleiten, um die Probleme zu beheben.

Die Aufträge erhält Walder an den Computer in seinem Büro, welches wir nach einigen Kurven, Treppen und Türen als Nächstes betreten. Dort sitzen seine zwei Teamkollegen, ein Elektriker und ein Sanitär. Ihre Pulte haben sie im Kreis aufgestellt, sodass in der Mitte eine Art kleine Arena entsteht. Auf dem Irchel gibt es insgesamt vier solcher Dreierteams, die jeweils für einen Sektor der Gebäude zuständig sind. Über geheime Wege gelangen wir wieder zurück zum Ausgangspunkt, den Kühlmaschinen, wo ich Walder verabschiedete. Die Maschinen brummen hinter der gläsernen Wand noch immer friedlich vor sich hin. Zum Glück! ◇

«Wenn das passiert, ist der Raum in 20 Minuten überhitzt.»



Wenig Lohn für viel studentische Arbeit

Tutorinnen und Tutoren nehmen einen tiefen Lohn auf sich, weil sie sich von ihrem Engagement gute Referenzen erhoffen.

Adelina Gashi (Text) und Kevin Solioz (Illustration)

Die Universität Zürich beschäftigt Tausende Menschen in den unterschiedlichsten Bereichen. Darunter sind Hunderte Studierende. Die Möglichkeiten, sich im akademischen Apparat zu engagieren, sind vielfältig: Die Universität bietet den Studierenden von einsemestrigen Tutoraten über Hilfsassistentenstellen bis hin zu Assistenzstellen die Chance, ihre universitäre Laufbahn ins Rollen zu bringen. Doch um welchen Preis?

Tutorate, die jeweils für ein Semester ausgeschrieben sind, werden in der Regel Ende Semester mit einem Lohn von insgesamt 1'850 Franken vergütet. Ein Tutorat kann einerseits die administrative Unterstützung einer Lehrveranstaltung bedeuten, etwa Scannen, Kopieren und Recherchieren. Andererseits unterstützen Tutorinnen und Tutoren andere Studierende bei der vertieften Auseinandersetzung mit dem Vorlesungsstoff in Tutoratssitzungen. Da spricht man aber von studentischen oder freien Tutoraten.

Gute Einstiegsmöglichkeiten

Für beide Tutoratsformen wird von den Studierenden ein maximales Arbeitspensum von 90 Stunden während der Vorlesungszeit eines Semesters verlangt. Bei einer Vollzeitstelle entspräche das einem Monatslohn von circa 3'500 Franken. Das ist deutlich unter dem Schweizer Durchschnittslohn, der, laut

Bundesamt für Statistik, zwischen 6000 und 7000 Franken liegt. Hinzu kommt, dass die geplanten 90 Stunden für die anfallende Arbeit meist nicht ausreichen. Bei

Von Chancengleichheit kann nicht die Rede sein.

einem Tutor lag der Stundenlohn für die geleistete Arbeit bei gerade mal 16.50 Franken, wie er berechnet hat. Denn die Überstunden werden den Angestellten nicht bezahlt, da die Entlohnung pauschal erfolgt. Obwohl die Tutorate somit kein hohes Nebeneinkommen garantieren und viel Zeit kosten, bewerben sich jedes Semester etliche Studierende um diese Posten. Wie kommt das?

Sarah*, Tutorin am Institut für Publizistik und

Kommunikation, erklärt sich dies wie folgt: «Gerade für Studierende, die sich später für eine Assistenzstelle bewerben oder sogar doktorieren möchten, ist das Tutorat eine gute Einstiegsmöglichkeit. Man erhält so die Gelegenheit, sich in seinem Institut zu profilieren, und knüpft wichtige Kontakte. Es öffnen sich einem auf diesem Weg viele Türen.» Aber auch sie räumt ein, dass sich ihre Arbeit als Tutorin in finanzieller Hinsicht kaum lohnt. Das Geld, das man dabei verdient, sei ein netter Ferienzustupf, biete aber definitiv keine ausreichende Lebensgrundlage, allein schon deswegen, weil der Lohn ja erst Ende Semester ausbezahlt wird, erklärt Sarah weiter.

Manche verdienen für ein Tutorat nur 16.50 Franken.

Keine Reibereien

Für sie sei der finanzielle Aspekt aber ohnehin nebensächlich: «Durch die gute Zusammenarbeit mit den Professoren hatte ich bereits zweimal das Glück, eine Hilfsassistentenstelle zu ergattern, was für mich persönlich mehr Wert hat als ein grosser Lohn, da ich gerne nach meinem Abschluss am Institut doktorieren möchte.» Ähnlich äussern sich auch andere Tutorinnen und Tutoren: Sie sehen das Tutorat als Sprungbrett in die akademische Karriere. Dass sie hierfür Kompromisse wie Überstunden und unterdurchschnittliche Bezahlung eingehen müssen, nehmen sie in Kauf. Offensichtlich auch deswegen, weil das Netzwerk, das man sich aufbaut, und die Erfahrungen, die man gewinnt, mehr Gewicht haben als der monetäre Anreiz.

Markus*, der seit mehreren Jahren studentische Tutorate am Deutschen Seminar erteilt, sieht die Angelegenheit pragmatisch: «Ich habe das Tutorat nie hauptsächlich für das Geld gemacht, sondern um Erfahrungen in der Lehre zu sammeln. Ich möchte nach Beendigung meines Studiums Lehrer werden, und das Tutorat ist da natürlich eine gute Referenz, da ich mittlerweile sagen kann, dass ich geübt bin im Dozieren.» Negative Erfahrungen habe er kaum



Die Assistierenden arbeiten viel und verdienen wenig.

gemacht, meint Markus. Die Zusammenarbeit mit den Professoren und Professorinnen habe sich in den meisten Fällen als äusserst konstruktiv und produktiv erwiesen, Reibereien waren die Ausnahme. «Es ist natürlich Glückssache, ob man an faire und verständnisvolle Vorgesetzte gerät. In all den Tutoraten, die ich in den vergangenen Jahren erteilt habe, bin ich lediglich an einen Professor geraten, für den meine Aufwand-Ertrags-Rechnung nicht aufging. Er war der Ansicht, ich könne mehr für mein Geld leisten, weshalb er mir etliche Extra-Arbeiten auferlegt hat. Ich sah die Sache aber nicht so eng.»

Nur für finanziell Abgesicherte

Es bleibt Studierenden wie Markus und Sarah wohl auch nichts anderes übrig, als ihre Vorstellungen von Lohn und Arbeitszeiten jenen der Institute anzupassen, um sich im universitären Betrieb zu bewähren. Schliesslich winkt die Aussicht, nicht nur eine Hilfsassistentenstelle, sondern auch eine Assistenzstelle zu ergattern. Viele studentische Stellen werden nämlich nicht bloss auf dem üblichen Weg mittels Bewerbungsverfahren besetzt, sondern durch persönliche Empfehlungen von Professorinnen und Professoren, was ein gewisses Ehrgefühl mit sich bringt. Laura* wurde ebendiese Ehre zuteil. Sie hat als Tutorin an

einem Institut der Philosophischen Fakultät begonnen, erhielt das Angebot für die Stelle als Hilfsassistentin, welches sie wahrnahm, und tritt nun demnächst die Qualifikationsstelle als Assistentin an. Sie empfindet das als Privileg: «Mir ist bewusst, dass von uns studentischen Mitarbeitenden viel verlangt wird und die Bezahlung anfangs nicht überragend ist, aber ich empfinde es als Wertschätzung, dass mir auf meinem akademischen Weg von meinen vorgesetzten Professorinnen und Professoren das Vertrauen entgegengebracht wurde und sie mich für diese Anstellung ausgesucht haben.»

Studierende, welche sich an der Universität um eine Stelle bemühen, scheinen in erster Linie akademische Ambitionen zu haben. Erfahrung, Vernetzung, Prestige und die Aussicht auf ein Doktorat vermögen das finanzielle Defizit zu kompensieren. Es stellt sich jedoch die Frage, ob die akademische Karriere dadurch nur Studierenden vorbehalten ist, die über anderweitige finanzielle Mittel verfügen. Das Arbeiten an der Universität verkommt zum Privileg und scheint unerreichbar für all diejenigen, die ihren Lebensunterhalt eigenständig verdienen müssen. Von fairen Arbeitsbedingungen oder Chancengleichheit kann nicht die Rede sein! ◇

*Namen von der Redaktion geändert

Saisonauftritt Schauspielhaus Zürich

Die Dreigroschenoper

von Bertolt Brecht, Musik von Kurt Weill
Regie Tina Lanik
Premiere am 14. September 2017

Winterreise رحلة الشتاء

von Yael Ronen & Exil Ensemble
Koproduktion mit dem Maxim Gorki Theater
Regie Yael Ronen
Zürcher Premiere am 16. September 2017

Welches Jahr haben wir gerade?

von Afsane Ehsandar, Regie Mélanie Huber
Uraufführung am Deutschen Theater
Berlin am 22. Juni 2017, Zürcher Premiere
am 17. September 2017

Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett

nach der Erzählung von Fjodor M. Dostojewski
Regie Frank Castorf
Premiere am 28. September 2017

Buddenbrooks

nach dem Roman von Thomas Mann
Regie Bastian Kraft
Premiere am 30. September 2017

Der zerbrochne Krug

Ein Lustspiel von Heinrich von Kleist
Regie Barbara Frey
Premiere am 21. Oktober 2017

18 CHF
Last-Minute-
Karten

50%
auf alle
Karten und Abos
mit Legi



schauspielhaus.ch

EINSTEIGEN BEI HAYS

HAYS Recruiting experts
worldwide

ERFOLG IST EINSTELLUNGSSACHE

Du hast es in der Hand.

Dein Herz schlägt schneller. Das erste Meeting beim Kunden. Selbstbewusst erklärst Du dem Geschäftsführer und Personalchef, wie wir von Hays helfen können: die passenden Experten finden, neue Projekte flexibel besetzen ... Überzeugt. Wow, drei neue Anfragen! Ein fester Händedruck zum Abschied. Zurück im Büro gemeinsam mit den Recruiting-Kollegen die Ärmel hochkrempeln und Kandidaten auswählen. Der Kunde wartet schon auf Vorschläge. Und abends dann entspannt mit dem Team anstossen.

Könnte das zu Dir passen? Dann bewirb Dich jetzt unter:
hayscareer.net

Besuche uns auch auf: [facebook.com/hayscareer.net](https://www.facebook.com/hayscareer.net)



ACCOUNTANCY & TAX SERVICES / CONTACT CENTRES / CONSTRUCTION / EDUCATION / FINANCE / HEALTHCARE / HR / INFORMATION TECHNOLOGY / LEGAL / LOGISTICS / MANUFACTURING / OPERATIONS / PHARMACEUTICALS / PUBLIC SERVICES / RETAIL / SALES & MARKETING / SERVICES / SUPPLY CHAIN MANAGEMENT / TRAVEL & TOURISM / UTILITIES / VENDOR MANAGEMENT / WAREHOUSING / WORKFORCE MANAGEMENT / BUSINESS DEVELOPMENT / PROJECT MANAGEMENT / RECRUITING / TRAINING / CONSULTING / ANALYTICS / RISK MANAGEMENT / COMPLIANCE / GOVERNANCE / ENVIRONMENTAL SERVICES / SECURITY / INVESTMENT MANAGEMENT / FINANCIAL SERVICES / ENERGY / MEDIA / TRANSPORTATION / AEROSPACE / DEFENSE / MARINE / OIL & GAS / ARCHITECTURE / ENGINEERING / DESIGN / CONSULTING / RESEARCH & DEVELOPMENT / OPERATIONS / SUPPORT SERVICES / BUSINESS PROCESS MANAGEMENT / IT SERVICES / SOFTWARE DEVELOPMENT / SYSTEMS INTEGRATION / DATA ANALYTICS / BUSINESS INTELLIGENCE / CLOUD SERVICES / MOBILE APPLICATIONS / CYBERSECURITY / DIGITAL TRANSFORMATION / INNOVATION / ENTREPRENEURSHIP / VENTURE CAPITAL / PRIVATE EQUITY / INVESTMENT BANKING / M&A / CORPORATE FINANCE / PRIVATE BANKING / WEALTH MANAGEMENT / FINANCIAL PLANNING / RETIREMENT SERVICES / ESTATE PLANNING / TAX SERVICES / LEGAL SERVICES / COMPLIANCE SERVICES / GOVERNANCE SERVICES / RISK SERVICES / ENVIRONMENTAL SERVICES / SOCIAL RESPONSIBILITY / COMMUNITY DEVELOPMENT / NON-PROFIT SERVICES / GOVERNMENT SERVICES / PUBLIC ADMINISTRATION / POLITICAL CONSULTING / STRATEGIC CONSULTING / MANAGEMENT CONSULTING / ORGANIZATIONAL DEVELOPMENT / HR CONSULTING / TRAINING & DEVELOPMENT / COACHING / MENTORING / EXECUTIVE SEARCH / RECRUITING / EMPLOYEE ENGAGEMENT / PERFORMANCE MANAGEMENT / QUALITY MANAGEMENT / SUPPLY CHAIN OPTIMIZATION / LOGISTICS OPTIMIZATION / WAREHOUSING OPTIMIZATION / TRANSPORTATION OPTIMIZATION / CUSTOMER EXPERIENCE / USER EXPERIENCE / DIGITAL MARKETING / CONTENT MARKETING / SOCIAL MEDIA MARKETING / SEARCH ENGINE OPTIMIZATION / ANALYTICS / DATA VISUALIZATION / BUSINESS INTELLIGENCE / ARTIFICIAL INTELLIGENCE / MACHINE LEARNING / BLOCKCHAIN / CRYPTOCURRENCY / DIGITAL TRANSFORMATION / INNOVATION / ENTREPRENEURSHIP / VENTURE CAPITAL / PRIVATE EQUITY / INVESTMENT BANKING / M&A / CORPORATE FINANCE / PRIVATE BANKING / WEALTH MANAGEMENT / FINANCIAL PLANNING / RETIREMENT SERVICES / ESTATE PLANNING / TAX SERVICES / LEGAL SERVICES / COMPLIANCE SERVICES / GOVERNANCE SERVICES / RISK SERVICES / ENVIRONMENTAL SERVICES / SOCIAL RESPONSIBILITY / COMMUNITY DEVELOPMENT / NON-PROFIT SERVICES / GOVERNMENT SERVICES / PUBLIC ADMINISTRATION / POLITICAL CONSULTING / STRATEGIC CONSULTING / MANAGEMENT CONSULTING / ORGANIZATIONAL DEVELOPMENT / HR CONSULTING / TRAINING & DEVELOPMENT / COACHING / MENTORING / EXECUTIVE SEARCH / RECRUITING / EMPLOYEE ENGAGEMENT / PERFORMANCE MANAGEMENT / QUALITY MANAGEMENT / SUPPLY CHAIN OPTIMIZATION / LOGISTICS OPTIMIZATION / WAREHOUSING OPTIMIZATION / TRANSPORTATION OPTIMIZATION / CUSTOMER EXPERIENCE / USER EXPERIENCE / DIGITAL MARKETING / CONTENT MARKETING / SOCIAL MEDIA MARKETING / SEARCH ENGINE OPTIMIZATION / ANALYTICS / DATA VISUALIZATION / BUSINESS INTELLIGENCE / ARTIFICIAL INTELLIGENCE / MACHINE LEARNING / BLOCKCHAIN / CRYPTOCURRENCY



Timo aus Zürich

Goethe für heute und morgen

Für viele sind Klassiker eine Qual. Ein Plädoyer für eine Lektüre fernab vom Gedanken an ein literarisches Haltbarkeitsdatum.

Jana Bersorger



Sollte man die alten Schmöker noch lesen?

In den Philologien wird immer noch viel Zeit in die Lektüre des Kanons investiert – dafür scheinen oftmals Abstriche bei der Gegenwartsliteratur gemacht zu werden. Über diese Gewichtung beklagen sich bereits Gymnasiastinnen und Gymnasialisten, die nicht verstehen, wieso sie sich mit «dicken Wälzern aus längst vergangenen Zeiten» herumschlagen sollen. Aber auch Studierende sind bisweilen der gelben Reclam-Hefte überdrüssig. Fest steht, Literaturklassiker bergen durchaus das Potential, die Lesenden abzuschrecken: Das Handeln der Protagonistinnen und Protagonisten erscheint manchmal antiquiert und die Sprache nur schwer zugänglich. Dennoch gibt es viele Gründe, sich auch mit den älteren Werken der Weltliteratur auseinanderzusetzen.

Keine Entscheidung nötig

Erstens braucht man gar nicht das eine zu wählen und das andere auszuschliessen.

Die Versöhnung von klassischer und zeitgenössischer Literatur liegt auch Philipp Theisohn, Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Uni, besonders am Herzen. Pointiert fasst er auf die Frage nach dem Stellenwert von Klassikern zusammen: «Ich denke, es geht nicht um ein Entweder-Oder, um Gegenwart oder Vergangenheit.» Die Lektüre von Klassikern trägt nämlich ganz entscheidend zum Verständnis der Gegenwartsliteratur bei. Und obwohl sie manchmal etwas angestaubt daherkommen, haben die meisten der Klassiker zeitlose Themen zum Sujet: Es geht um Gut und Böse, um Wahrheit und Lüge, Krieg und Frieden, Sein oder Nichtsein. Ödipus und das Schicksal, Romeo und Julia und die Liebe, Faust und der Sinn des Lebens – sie alle tanzen urmenschliche Pas de deux auf der Bühne der Weltliteratur. Die immergleichen Motive werden aber je nach Entstehungszeit und -ort in ein ganz an-

deres Licht gerückt; viele Klassiker vermögen es deswegen, neue Perspektiven auf stets aktuelle Fragen zu eröffnen. Klassiker tragen aber auch einfach zur Allgemeinbildung bei: Gesellschaftliches Leben ist durch das Voraussetzen kollektiver Wissensbestände geprägt. Dazu gehören auch grundlegende literarische Kenntnisse. Ausserdem können Lesebegeisterte dabei nicht nur literarische Kenntnisse erwerben, sondern oftmals auch Einblicke in ganz andere Wissensbereiche gewinnen. Denn oft wecken lange Epen und kurze mittelalterliche Verserzählungen zum Beispiel die Neugierde, sich eingehender mit der Vergangenheit zu beschäftigen, und motivieren so zu historischen Nachforschungen.

Nichts vernachlässigen

Trotzdem sind Klassiker manchmal schwer verständlich. Wenn Beharrlichkeit und Wissbegierde aber erst einmal über die Bequemlichkeit gesiegt haben, wird man als Leserin oder Leser so manchen sprachlichen Schatz heben können. Zur Belohnung wird das Sprachbewusstsein geschärft, der Wortschatz vergrössert und der Horizont erweitert, was natürlich auch viele moderne Werke bewirken. Laut Theisohn geht es in erster Linie darum, «den Studierenden das Bewusstsein zu vermitteln, dass ein Lektürekanon dynamisch ist. Bücher werden ja aus ganz bestimmten Gründen zu ganz bestimmten Zeiten in den «Klassiker»-Status erhoben – und sie können in anderen Zeiten wieder aufhören, Klassiker zu sein. Die Beschäftigung mit Gegenwartsliteratur lässt uns in anderer Weise an diesen Kanonisierungsprozessen teilhaben als die Beschäftigung mit bereits «kanonisierten» Werken. Man sollte deswegen das eine nicht für das andere vernachlässigen.» ♦

Der VSETH ist des Teufels — Dies ist nach vielen Jahren die erste Ausgabe der ZS, die keine Studierenden der ETH erreichen wird. Bislang war es so, dass ETH-Studis die ZS erhielten, wenn sie die Weitergabe ihrer Adressdaten bei der Semestereinschreibung explizit genehmigten. Dieser Modus wurde jetzt gekündigt, was die ZS um ein Viertel der Gesamtauflage bringt. In der Begründung hiess es unter anderem, man wolle unnötiges Altpapier verhindern. Stichhaltigere Argumente liegen nicht vor. Auf unseren Protest hin wurde der VSETH herangezogen, der die Relevanz der ZS an der ETH hätte beurteilen sollen. Doch statt ein gutes Wort einzulegen, stützte der Verband der Studierenden an der ETH das Verdikt des Rektorats und verbannte die ZS damit aus den Gefilden des Technikums.

Das ist eine Schweinerei und zeugt von der niedrigen Gesinnung, der man offenbar beim VSETH verfallen ist. Denn auf diese Weise fügt man der ZS argen Schaden zu, obwohl nicht die geringste Notwendigkeit bestanden hätte. Im Gegenteil: Ein Fünkeln Goodwill hätte vieles retten können. So aber stellt der VSETH bloss seine eigene Kleingeistigkeit unter Beweis. Es ist in der Tat bitter enttäuschend, die Verantwortlichen beim VSETH schon ganz und gar in der widerlichen Selbstgefälligkeit stumpfsinniger Funktionäre zu finden. Und jeden Rest studentischen Geistes auf niederträchtige Weise zu verraten.

Oliver Camenzind

Wir verteufeln, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.

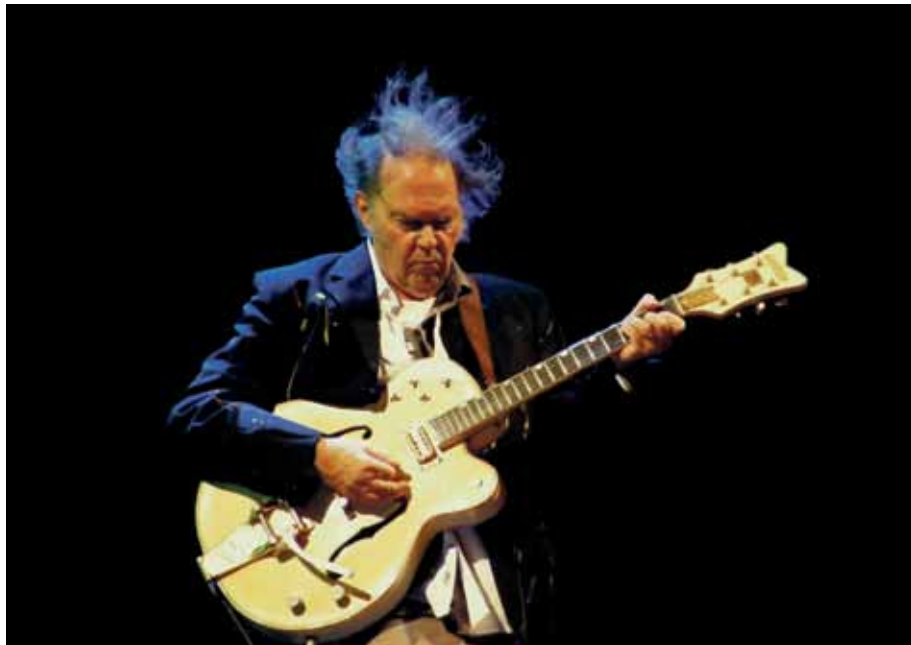


Schöne Schlichtheit

Das Theaterstück «Welches Jahr haben wir gerade?» wird am 17. September in der Kammer des Schauspielhauses uraufgeführt. Die Autorin, Afsane Ehsandar, gebürtige Iranerin, floh 2014 nach Berlin. Obwohl sie erst dann die Sprache zu lernen begann, schrieb sie das Stück auf Deutsch. Umso beeindruckender ist es, dass es zu den drei Gewinnertexten der Autorentage gehört und durch inhaltliche wie auch formale Originalität besticht. Denn das kurze Stück ist komplett in Dialogform gehalten und mäandriert ohne grosse Handlung zwischen verschiedenen Erzählebenen. Die Thematik der Flucht wird authentisch aufgenommen, die Protagonisten erzählen über das schwierige Ankommen in der neuen Heimat. Das beklemmende Gefühl, von Sprachbarrieren eingeschränkt zu sein, bringt die Autorin, wahrscheinlich auch aufgrund eigener Erfahrung, gut zum Ausdruck. Auch bei der Inszenierung wird die Sprache in den Fokus gerückt. Zwei Schauspielerinnen (Sarah Gailer und Sarah Hoststettler) sowie eine Stimme aus dem Off (Isabelle Menke) weben einzelne Sätze zu einem Gesprächsfluss. Denn die junge Regisseurin Mélanie Huber teilte die weibliche Rolle auf, während der Mann nur von einem Schauspieler (Nicolas Rosat) besetzt wird. Ausserdem setzt die Regisseurin, wie auch in ihren vergangenen Produktionen, Musik als zusätzliches Ausdrucksmittel ein. Martin von Allmen komponierte aus dem Originaltext mehrere Lieder, die der sonst schlichten Inszenierung eine besonders berührende Note verleihen. Auch das Bühnenbild ist sehr reduziert, das Drama spielt zwar in einem stillgelegten Schwimmbekken, aber es gibt nur sehr wenige Requisiten.

Das Stück spricht die wichtigen Thematiken Flucht und Ankommen an, auf denen in dieser Saison das Augenmerk des Schauspielhauses liegt. Es findet auch nach jeder Vorstellung ein Publikumsgespräch statt, an dem entweder die Regisseurin, das Team oder die Autorin selbst teilnehmen. Man versucht so, den Dialog um die Thematik zu öffnen, auch nachdem der Vorhang gefallen ist. Sich das Stück anzusehen, lohnt sich sicherlich. Nicht nur, weil es sich gegen über 100 andere Texte an den Autorentagen durchgesetzt hat, sondern auch, weil es durch eine schöne und schlichte Inszenierung besticht. [jea]

Das Stück wird noch bis zum 15. Oktober im Schauspielhaus aufgeführt.



Wie ein rauher Tagtraum

Als würde er die Nachwehen vom traurigen 2016 gar nicht spüren: Während Legenden wie David Bowie und Prince dahinstarben, tourte Neil Young mit seinen 71 Jahren quer durch den europäischen Kontinent und veröffentlichte zum Abschluss der Tour das Album «Peace Trail». Nun präsentiert der raue Kanadier mit «Hitchhiker» ein Album, das schon 1976 in Malibu aufgenommen wurde, aber bisher unveröffentlicht blieb. Die meisten Songs auf der neuen Platte sind bereits auf früheren Werken erschienen, unter anderem auf «Rust Never Sleeps» mit Crazy Horse oder auf seinem mit Gold ausgezeichnetem Solo-Album «Comes a Time». Doch um musikalische Innovationen hat sich der Singer-Songwriter, dessen Stil zwischen Folk- und Country-Rock pendelt, nie geschert. Ihm ist dabei aber nicht alles egal: Young bleibt sich selber treu und setzt wie immer auf sein grösstes Talent: das Schreiben von Songs.

Einzig die beiden Stücke «Hawaii» und «Give Me Strength» blieben vor dem Release von «Hitchhiker» ungehört. In «Hawaii» beweist Young, dass er nicht zuletzt ein guter Erzähler ist. Das Lied zeichnet schroff eine gespenstische Begegnung mit einem Unbekannten und spielt damit mit der Fantasie der aufmerksamen Geniessenden. Die ruhige Ballade vermag zwar gekonnt die vermittelte Atmosphäre zu untermalen, doch es beschleicht einen das Gefühl, dass das Lied nie richtig anfängt. Dagegen ist «Give Me Strength» ein weiteres komplettes Werk, das jede und jeden erreichen kann. Es besingt eine verflossene Liebe, während Youngs Gitarre und eine unterliegende Mundharmonika die Wörter sanft ummanteln und so die Macht entfalten, die Zuhörenden persönlich zu berühren.

Neil Youngs frühere Veröffentlichungen, wie beispielsweise «On The Beach», demonstrieren auf spektakuläre Art und Weise, warum er zu den allerbesten Gitarrenspielern der Welt

gehört. Die Platte war gefüllt mit kraftvollen Riffs und gewagtem, aber äusserst gelungenem Verharren auf einzelnen Strängen. Das neue Album hört sich dagegen in seiner ganzen Länge wie ein folkiger Tagtraum an. Es erinnert an einen reisenden Romantiker, der auf der Suche nach dem Paradies ist, in dem die Sonne immer rot am Horizont hängt und das Gras billig ist. Die in «Hitchhiker» enthaltene gleichnamige Single tauchte erstmals 2010 in «Le Noise» auf. Damals als düsteres und verzerrtes Stück veröffentlicht, wurde es jetzt auf die essentiellsten Töne heruntergebrochen. Die drogengetränkte Fahrt, immerhin von Toronto nach Kalifornien mit Amphetaminen und Valium, wirkt so nicht besser, kommt aber authentischer an. Youngs Kunst besteht eben auch darin, das gleiche Lied zweimal unterschiedlich zu vertonen und trotzdem unverkennbar zu klingen.

Auch der politische Neil Young blitzt wieder auf. Auf dem 2015 erschienenen Album «Monsanto Years» beschimpft er den gleichnamigen Saatgut-Hersteller. «Hitchhiker» will aber keine Politik machen. Trotzdem kennt Young in dem Lied «Campaigner» anscheinend einen Platz, wo selbst Richard Nixon eine Seele habe. Den klangvollen und würdigen Abschluss des neuen alten Albums bildet dann «The Old Country Waltz»: «I don't need no excuses, I just wanna play that good old country waltz». Das zehnte Songs starke Album glänzt eben nicht in seinen Einzelheiten, aber in seiner Gänze. Es hört sich gut an, überrascht nicht, aber beim Hören fehlt einem nichts. Young schafft mit «Hitchhiker» das, was wenige Musikerinnen und Musiker wagen: Er bleibt konstant. So konstant, dass man einmal mehr ausrufen möchte: Neil Young lebt! [pro]

Das Album «Hitchhiker» von Neil Young ist am 8. September 2017 bei Warner Music erschienen.



Frisch gepresste Platten

Sihl Records ist ein Beweis dafür, dass Musik durch die Nadel noch längst nicht abkratzt. Der schmucke kleine Laden gleicht zwar auf den ersten Blick eher einer Kaffeestube, geht man jedoch an den Bistrotischchen vorbei, gelangt man im hinteren Raum zu den fein säuberlich sortierten Platten.

Sihl Records hat vor zwei Wochen eröffnet und war kurz darauf bereits fast leergeräumt. «Ich hätte nicht mit einem solchen Ansturm gerechnet», staunt Andreas Ramos, Besitzer des Geschäfts und oft gesehener Scheibendreher in Clubs wie Hive oder Friedas Büxe. Die nächste Lieferung ist aber bereits unterwegs. Zusammen mit vier weiteren DJs sucht er stets nach neu erschienenen Perlen, um sie bei sich zu verkaufen. Das Angebot soll einen grossen Teil der elektronischen Musik abdecken. Von Ambient und Downtempo über Experimental bis hin zu Minimal und Techhouse sind jegliche Stilrichtungen vertreten. Doch die Vielfalt ist längst nicht das einzige Ziel, welches Andreas mit seinem Projekt verfolgt: «Hier soll man sich nebst dem Stöbern in den Regalen an einen Tisch setzen, Kaffee trinken und sich mit anderen über Musik austauschen können.» Da heute die meisten Leute ihre Musik alleine im Internet kaufen, habe der Diskurs über neue Releases leider stark abgenommen.

Wer sich nicht für Platten interessiert, der könne Musik auch übers bereitgestellte Internet im Laden «diggen». Wichtig sei es ihm vor allem, einen Ort zu schaffen, an dem die Musik zum Gesprächsthema wird. Ein Verteufler der modernen Technologien sei er nämlich bestimmt nicht. Trotzdem scheint es ihm wichtig, dass nebst all den Vorteilen der Digitalisierung auch diejenigen der analogen Welt vorhanden bleiben. Deshalb verkauft er in seinem Laden fast ausschliesslich Vinyl-only-Platten, also Records, die digital nicht erhältlich sind. «Für DJs ist dies ein grosser Vorteil. Kommt ein guter neuer Track digital heraus, ist er nach etwa drei Wochen von den DJs totgespielt. Vinyl-only Records erkennt hingegen auch Shazam nicht, sodass die Leute auch bei einem Jahre alten Lied noch glauben können, es sei brandneu.» Doch was will man in diesem Laden, wenn man nicht DJ ist? Natürlich muss man für elektronische Musik etwas übrig haben. Und das reicht vielleicht bereits. [ban]

Der Plattenladen Sihl Records befindet sich an der Martastrasse im Kreis 3.



Vasco Ventura und Milena Crameri sind in Ausbildung an der Tanz Akademie Zürich.

Alles für den Tanz

Eine Tanzausbildung ist nicht so traumhaft, wie man sich das vielleicht vorstellt. Zu Besuch bei der Tanz Akademie Zürich.

Katharina Werner (Text) und Alice Britschgi (Bild)

Im 7. Stock des Campus-Gebäudes auf dem Toni-Areal wird getanzt. In den lichtdurchfluteten Studios der Tanz Akademie Zürich (taZ) werden junge Frauen und Männer zu professionellen Tänzerinnen und Tänzern ausgebildet. Im Vergleich zu den anderen Departementen wirkt hier alles etwas grosszügiger und vor allem ruhiger. Doch wenn Ballett zum Beruf werden soll, braucht es bedeutend mehr als abgehobene Träume in schönen Studios: Der Unterricht ist eine ernste Angelegenheit, die Lehrerschaft beobachtet strengen Blickes die Übungen der Schülerinnen und Schüler.

Keine Zeit für Freunde

Vasco Ventura darf seine Stunde für das Interview etwas früher verlassen, der Zeitplan ist gedrängt. Realitätsfremd finden sich die Schüler deswegen aber nicht.

«Natürlich ist es schwer, immer alles für den Tanz geben zu müssen. Unsere Tage sind lang, und auf vieles müssen wir verzichten», sagt Vasco. Eine ähnliche Erfahrung hat auch Riccardo Mambelli gemacht. Freundschaften ausserhalb der Ballettszene zu schliessen, sei zeitlich schwierig. «Ich habe zwar gute Freunde, die nicht Tänzer sind, diese Freundschaften stammen aber praktisch alle aus meiner Primarschulzeit», sagt der gebürtige Italiener, der seine Ausbildung zum Bühnentänzer dieses Jahr abgeschlossen hat und jetzt in der Kompanie des Balletts Zürich tanzt.

Aber nicht nur das Sozialleben, auch der Körper leidet unter der intensiven Belastung durch die Tanzausbildung. Eine medizinische Begleitung ist während der ganzen Ausbildung notwendig, um die Körper der jungen Tanztalente vor irreversiblen Schäden zu bewahren. Dazu gehören auch eine kontrollierte Ernährung und Unterrichtsstunden, welche das dafür notwendige Wissen vermitteln. Denn nur ein schlanker und belastbarer Körper eignet sich für eine professionelle Tanzkarriere. «Wir brauchen die Energie. Fehlt sie uns, können wir auf Dauer nicht mehr tanzen», so Vasco.

Dank Leidenschaft und Betreuung

Wie halten Auszubildende an der taZ dieser Belastung stand? Alle drei sind sich einig: Das geht bloss, wenn das Tanzen nicht nur ein Hobby, sondern Passion ist. Zudem sind sie mit der Betreuung an der taZ äusserst zufrieden. Milena Cramer, die aus dem Kanton Graubünden stammt, war zuvor einige Zeit an einer Mailänder Ballettschule: «Ich bin in Zürich glücklicher. Das System ist anders und, meiner Meinung nach, besser. Auch die Stimmung unter uns Schülern ist gut.» So gut, dass die Schülerin nicht einmal von Konkurrenzkampf etwas wissen will: «Ab und zu gibt es vielleicht Reibereien, ansonsten kommen wir alle gut miteinander aus.» Ihr Kollege Vasco wirft ein: «Schliesslich sitzen wir alle im selben Boot.»

Gute Perspektiven?

Es scheint den dreien gleichgültig zu sein, dass ihre Mühen nicht mit gesicherten Lebensumständen oder gar hohen Gehältern belohnt werden. Eine gewisse Sicherheit bietet das Studium, wie die Tanzausbildung an der taZ bezeichnet wird, dennoch: Die Ausbildung ist formal als Lehre organisiert, die mit einem Eidgenössischen

Fähigkeitszeugnis in klassischem Tanz abgeschlossen wird. Tanzausbildung als Lehre, das gibt es erst seit 2009. Zudem sei es äusserst selten, dass jemand keine Anstellung findet. Der Alltag verändert sich nach Abschluss der Ausbildung drastisch. So hat Riccardo einiges an Freizeit dazu gewonnen, da er in der Zeit zwischen den Proben nicht mehr die Schulbank drücken muss. Auch sein Körper hat damals auf Grund des intensiveren Trainings mehr gelitten. Schliesslich soll man bei Erhalt des Zertifikats den klassischen Tanz uneingeschränkt beherrschen. Dennoch möchte er die Zeit an der taZ nicht missen.

Dass eine Tanzkarriere von beschränkter Dauer ist, spielt für die drei aktuell keine Rolle. Denn so weit in die Zukunft denken sie noch gar nicht. Dafür freuen sie sich auf die Zeit, die ihnen in Kürze nach ihrem Abschluss bevorsteht: «Dann sind wir hoffentlich in der ganzen Welt verstreut und tanzen in den verschiedensten Kompanien», so Vasco. ♦

Verlosung:

Die ZS verlost mit dem Opernhaus 5 Club-Jung-Mitgliedschaften. Damit kann man Last-Minute-Karten für 15 Franken kaufen. Mitmachen bis zum 1. Oktober mit einer E-Mail an redaktion@medienverein.ch

Organisiere dein eigenes soziales oder ökologisches Projekt in nur 3,5 Tagen!

imp!act

POWERED BY EUFORIA



Melde dich jetzt an: www.euforia.org/impact

organisiert durch:

euforia
FROM INTERACTION TO IMPACT

Verband der Studierenden der Universität Zürich **VSUZH**

Für Dramen und Komödien in vielen Akten. Die Kinokarte für Filmlovers.



Grandiose Säle für grossartige Filme und mehr Kino für weniger Eintritt. Bargeldlos und günstiger in Zürich in alle Arthouse Kinos, ins Riffraff und Houdini. Erhältlich über www.arthouse.ch oder an jeder Arthouse Kinokasse.

Auch unsere Partner sind Filmlovers:

Zürcher Kantonalbank

TagesAnzeiger

TELE ZÜRICH

arthouse
www.arthouse.ch

Was Leute treiben

Das Fotomuseum in Winterthur zeigt am Beispiel verschiedener Darstellungen von Hobbys, wie Privates öffentlich wird. Das ist witzig und klug zugleich.

Oliver Camenzind



Hobbys verraten oft einiges über die Person, die sie ausübt.

In einer italienischen Quizshow konnte John Cage 24 Namen für den gleichen Pilz nennen und dank dieses Wissens 10'000 Dollar gewinnen. Wer hätte gedacht, dass John Cage, einer der bedeutendsten Komponisten des letzten Jahrhunderts, in seiner Freizeit Pilze sammelte? Vermutlich niemand. Denn ein «Hobby» ist – wenigstens dem Prinzip nach – eine rein private Beschäftigung, eine Tätigkeit also, die abseits der Öffentlichkeit ausgeübt wird. In Wahrheit überschneiden sich Privat- und Berufsleben aber dauernd. Und vor allem immer mehr, wie die aktuelle Ausstellung im Fotomuseum Winterthur zeigt.

Privat versus publik

Drei Jahre haben die Kuratorin und ihre beiden Kollegen an «The Hobbyist» gearbeitet, neun Monate hat eine vierte Person in die Recherche gesteckt. Herausgekommen ist eine farbenfrohe, multimediale und bisweilen auch ein bisschen

verrückte Sammelausstellung. Sie zeigt verschiedene Konzepte von Freizeitgestaltung, die in den letzten 60 Jahren entstanden und künstlerisch verarbeitet worden sind. Aber nicht nur die fotografische Darstellung von Hobbys, sondern auch die Fotografie selbst als Hobby spielt da eine Rolle.

Zu sehen sind etwa die Aufnahme eines Ehepaars auf einer FKK-Wiese von Diane Arbus, eine Tischtennis spielende Nonne aus einer Serie von Alec Soth oder ein sich entnervt anstarrendes Ehepaar auf einem Campingplatz, fotografiert von Bruce Davidson. Gemeinsam ist allen Bildern eine starke Intimität, die daher rührt, dass sie Menschen in einer Privatsphäre zeigen, die ohne Bewusstsein um Publikum bestritten wird. Die Frage nach der Grenze zwischen Öffentlichem und Intimem zieht sich durch die gesamte Ausstellung; besonders in den neueren Arbeiten. Hier verschwimmen sogar noch

weitere Grenzen: Viele der Exponate sind sogenannte Found-Footage-Projekte, also Filme oder Filmstills aus fremdem, zumeist dem Internet entnommenem Material. Damit kommt nebst der künstlerischen Dokumentation des Hobbys auch die (Selbst-)Darstellung der «Hobbyists» ins Spiel.

Einen Besuch wert

Auf eindrückliche Art und Weise zeigt die Ausstellung, wie die Freizeitgestaltung als Gegenentwurf zur strukturierten Alltagswelt immer auch utopischen Charakter hat. Im Hobby steht allen alles offen. Freiheit, Selbstverwirklichung und sogar Kunst können in der Freizeit erreicht oder gemacht werden. Ob das auf dem Motorrad, in Aussteigersiedlungen oder beim Sprengen von Autowracks realisiert wird, spielt dabei keine Rolle. Das hat auch die Werbeindustrie sehr schnell begriffen. Passenderweise sind im Katalog zur Ausstellung immer wieder alte Reklamen für Wohnwagen, Walkmans oder Videokameras zwischengeschaltet.

Was Besucherinnen und Besucher in Winterthur vor Augen geführt bekommen, ist, wie viel unsere Hobbys über uns und unsere Zeit verraten. Ob wir uns in sozialen Medien selbst inszenieren oder unser Privatleben vor fremden Augen verbergen. Egal, ob es auf den ersten Blick sinnvoll erscheint, dass Menschen sich mit Kleidern ins Wasser werfen um sich später abzulichten oder neben dem Studium Computerprogramme schreiben wie Bill Gates vor 40 Jahren, es lässt sich viel daraus ablesen. Und wenn Mitkurator Thomas Seelig die Ausstellung einen «Versuch, das Konzept Hobby von möglichst vielen Seiten zu beleuchten», nennt, dann kann dieser Versuch nur als absolut gelungen bezeichnet werden. ♦

Polybahn verpasst?

Wir sorgen für den nötigen Energieschub.

**Nur 50
Schritte von
der Polybahn
entfernt.**



DENNER
EXPRESS

SOZIAL, NACHHALTIG, ZUKUNFTSWEISEND...

... sind die Projekte und Unternehmen, welche die ABS mit dem Geld ihrer Kundinnen und Kunden finanziert. An den Geldgesprächen geben Kreditnehmende der Bank und Kundinnen und Kunden des Vereins Innovationsfonds Einblick in ihre Visionen und Tätigkeiten. Jede Veranstaltung steht im Zeichen eines ABS-Förderbereichs.

Soziale Integration
Mit Irène Meier, Frauenhotel AG
und Lukas Beerli, Menzihuus
Mittwoch, 4. Oktober 2017,

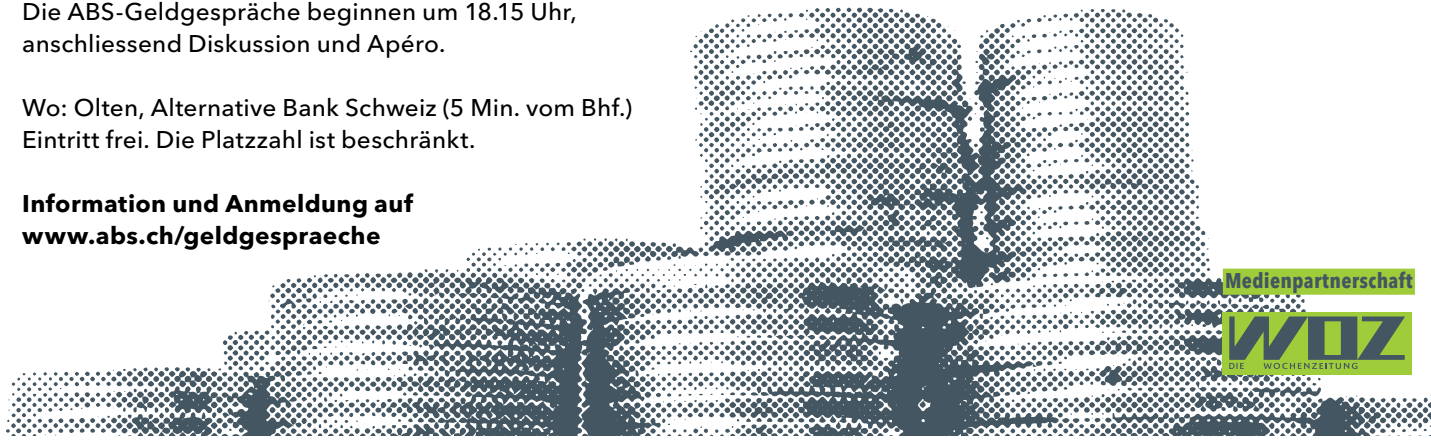
Nachhaltige Landwirtschaft
Mit Amadeus Zschunke,
Sativa Rheinau AG und Martin
und Yvonne Hegglin-Zürcher
Mittwoch, 22. November 2017

Zukunftsweisende Geschäftsmodelle
Mit David Brühlmeier, Villageoffice
Genossenschaft, Jeannette Morath,
Recircle GmbH und Dr. Raphael
Studer, Algrano AG
Donnerstag, 1. Februar 2018

Die ABS-Geldgespräche beginnen um 18.15 Uhr,
anschliessend Diskussion und Apéro.

Wo: Olten, Alternative Bank Schweiz (5 Min. vom Bhf.)
Eintritt frei. Die Platzzahl ist beschränkt.

**Information und Anmeldung auf
www.abs.ch/geldgespraeche**



The ideal preparation for an exciting career in health...

Master in Health Sciences



- In-depth knowledge of health, functioning and disability
- Approach to health from a comprehensive and interdisciplinary perspective
- A new dimension for research, health service provision and healthcare management
- Internship in a research environment

You can focus on an area of your interest:

- Health Communication
- Health Behavior and Management
- Health Economics and Health Policy
- Health Services Research
- Research Methods



LOOK FOR US AT:
www.master-healthsciences.ch